

W. LORENZ/G. WOTJAK
ZUM VERHÄLTNIS VON ABBILD UND BEDEUTUNG

SAMMLUNG AKADEMIE-VERLAG

39

SPRACHE

WOLFGANG LORENZ
GERD WOTJAK

ZUM VERHÄLTNIS VON ABBILD UND BEDEUTUNG

Überlegungen im Grenzfeld
zwischen Erkenntnistheorie und Semantik

Mit 22 Abbildungen und mehreren, z. T. mehrseitigen Tabellen
im Text und einer Falttabelle als Beilage



AKADEMIE-VERLAG · BERLIN

1977

Erschienen im Akademie-Verlag, 108 Berlin, Leipziger Straße 3–4
© Akademie-Verlag Berlin 1977
Lizenznummer: 202 · 100/182/77
Gesamtherstellung: IV/2/14 VEB Druckerei „Gottfried Wilhelm Leibniz“,
445 Gräfenhainichen · 4896
Bestellnummer: 752 203 3 (7539) · LSV 0805
Printed in GDR
DDR 38,— M

Vorbemerkungen

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis einer langjährigen Zusammenarbeit eines Philosophen und eines Linguisten, bei der trotz gemeinsamer gegenstandsimmmanenter und interessenbedingter Berührungspunkte nicht wenige Verständigungsschwierigkeiten auftraten. Wie oft haben Verfasser unbemerkt aneinander vorbeigeredet, verführt durch die unterschiedliche Extension und Intension der Begriffe und durch abweichende Terminologie für den gleichen Sachverhalt, der hier zugegebenermaßen besonders komplex ist. Möglicherweise erscheint auch die Frucht unserer intensiven und z. T. recht mühevoll um beiderseitiges volles Verständnis bemühten Diskussionen nicht völlig frei von terminologischen und selbst inhaltlichen Widersprüchen und Inkongruenzen, doch verdeutlicht sie das Bemühen, dem interdisziplinären Charakter des Herangehens möglichst gut gerecht zu werden. Dabei war es unvermeidlich, jeweils für Philosophen oder Linguisten hinlänglich bekannte Sachverhalte im Interesse eines breiten Erklärungszusammenhanges wie auch der Illustration für den „Nichtspezialisten“ ausführlicher darzustellen. Darüber hinaus waren wir durchgehend um eine Vertiefung, Ergänzung und Neuinterpretation von Detailspekten bemüht, von denen wir hoffen, daß sie einen kleinen Beitrag zum Meinungsstreit unter „Spezialisten“, Philosophen wie Linguisten, darstellen.

Die Arbeit sollte als Ganzes der durchgängigen Illustration der Ausgangsthesen zum Verhältnis von Abbild und Bedeutung dienen und daher auch als eine Einheit begriffen werden, wenn auch in den einzelnen Kapiteln deutlich linguistische bzw. philosophisch-erkenntnistheoretische Aspekte akzentuiert werden. Inwiefern unser Hauptziel, eine im echten Sinne interdisziplinäre Beschreibung, tatsächlich gelungen ist, wird der Leser zu entscheiden haben. Uns verbleibt, abschließend allen denen zu danken, die uns im Prozeß der Entstehung und bei der Fertigstellung des Manuskripts mit Rat und Tat hilfreich zur Seite standen. Allen voran den Herren Professoren A. Neubert, O. Kade und V. A. Zvegincev, die wertvolle kritische Hinweise zur konzeptionellen Gestaltung gaben, nicht zuletzt aber auch den Schreibkräften und dem Lektorat Sprachwissenschaft des Akademie-Verlages für die

schnelle und sachkundige Bearbeitung des Druckmanuskripts. Schließlich gilt unser besonderer Dank unseren Frauen und Familien für ihre nimmermüde verständnisvolle Unterstützung, ohne die die Fertigstellung der Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Leipzig, im Sommer 1975

W. Lorenz/G. Wotjak

Inhalt

Einleitung	1
1. Erkenntnistheoretische Prämissen einer differenzierten Abbild- und Bedeutungsanalyse	9
1.1. Sprache und Denken	9
1.1.1. Identität, Parallelität, Verschiedenheit?	9
1.1.2. Zum Problem des „Sprachdenkens“	16
1.1.3. Innere Sprache und inneres Sprechen	22
1.2. Arbeits-, Erkenntnis- und Kommunikationsprozeß	32
1.3. Zu den Konstituenten und Determinanten des Abbildprozesses	39
1.3.1. Zum Abbildbegriff	39
1.3.2. Die Aktivität des Subjekts im Widerspiegelungsprozeß	45
1.3.3. Die Dialektik der zwei Widerspiegelungsbeziehungen	48
1.3.4. Die Dialektik von individuellem und gesellschaftlichem Erkenntnisprozeß	50
1.4. Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Erkenntnis- und Kommunikationsprozessen	53
1.5. Die materiellen Grundlagen der internen Denk- und Sprachprozesse	58
1.6. Die Bedeutung als „durchschnittliches Abbild“	62
2. Zur Bedeutung sprachlicher Zeichen	70
2.1. Versuch einer Bestandsaufnahme	72
2.1.1. Bedeutung als Relation	80
2.1.2. Bedeutung als Bewußtseinstatsache	83
2.2. Entwicklung einer eigenen Bedeutungskonzeption	84
2.2.1. Dialog- und Diskursbedeutung, Meinung und Deutung	86
2.2.2. Kontextbedeutungen und Langue-/System-Bedeutung	88
2.2.3. Bedeuten und Bezeichnen (Bezeichnung), Referenzbezug	95
2.2.4. Kompetenzbedeutung und individuelles Abbild	97
2.3. Bedeutung als kodifiziertes Korrelat der Ausdrucksebene	102
2.3.1. Zur Beschreibung der Zuordnungsbeziehungen von Einheiten der Inhalts- und Ausdrucksebene	104

2.3.1.1.	Zum Charakter der Zuordnungsrelationen; das Signifikat	107
2.3.1.2.	Zur Motivation der Bezeichnung	111
2.3.2.	Zur Größenordnung der Einheiten der Inhalts- und Ausdrucks- ebene.	113
2.3.3.	Versuch einer Modellierung der Inhalts-/Ausdrucksebene	115
2.3.4.	Zwischenbilanz	120
2.4.	Zur Abbildqualität der Bedeutung	124
2.4.1.	Die Bedeutung – eine reduzierte Aussage?	128
2.4.2.	Denotation, Konnotation und die „Unschärfe“ der Bedeutung	131
2.5.	Lexikalische und grammatische Bedeutungen	138
2.5.1.	Versuch einer Bestandsaufnahme	141
2.5.2.	Zu den Cases als Beispiel grammatischer Bedeutungsanalyse	146
2.5.3.	Zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden lexikalischer und gramma- tischer Bedeutungen	150
2.6.	Pragmatische und/oder stilistische Bedeutungen?	152
3.	Zum Verhältnis von Bedeutung und Abbild	159
3.1.	Sprache und Widerspiegelung	159
3.1.1.	Gesellschaftliche Widerspiegelung und Muttersprache	165
3.2.	Zur Differenzierung des Begriffs „Abbild“	173
3.3.	Die Vermittlung zwischen Abbild und Bedeutung	178
3.4.	Bedeutung und Sachverhaltswiderspiegelung	182
3.4.1.	Bedeutung und Sachwissen	199
3.4.1.1.	Zum Verhältnis von Zentrum (core) und Peripherie (periphery)	211
3.4.1.2.	Selektionsbeschränkungen, Voraussetzungs- und Behauptungs- seme	213
3.4.2.	Bedeutung und Sachverhalt	218
3.5.	Zur Struktur der Bedeutung	228
3.5.1.	Erläuterungen zu den Mikrostrukturdarstellungen der Verben des Besitzwechsels	237
3.6.	Paradigmatische semantische Makrostrukturen	244
3.7.	Syntagmatische semantische Makrostrukturen	258
4.	Zur Konstituierung einer Semetik/Noematik	272
4.1.	Zu einigen ausgewählten Beschreibungsmethoden	277
4.2.	Zum Status des Sems und des Noems	281
4.3.	Zu einem Seminventar	294
4.3.1.	Erläuterungen zu den Semtabellen	303
4.3.2.	Semtabellen I und II	310
4.4.	Zu den Sem-Sembeziehungen	369
4.4.1.	Zu den subordinativen Sembeziehungen	373
4.4.2.	Zu den koordinativen Sembeziehungen der Exklusion, der Dis- junktion und der Konjunktion	383

Inhalt	IX
4.5. Zu einer Typologie der Seme	386
4.6. Schlußbemerkungen	394
Übersicht über die verwendeten Symbole und Abkürzungen	400
Anmerkungen	404
1. Kapitel: 404	
2. Kapitel: 420	
3. Kapitel: 450	
4. Kapitel: 470	
Bibliographie	480
Falttabelle	Beilage

Einleitung

Mit der vorliegenden Arbeit wird versucht, einen Beitrag zur Beantwortung der Fragestellung nach dem Verhältnis von Sprache und Denken zu leisten. Dabei wird, dem Untersuchungsgegenstand wie auch der spezifischen Forschungsrichtung und Ausbildung der Autoren entsprechend, eine enge Zusammenarbeit und sich durchdringende Darstellung von Philosophie, speziell Erkenntnistheorie, und Sprachwissenschaft, vor allem der Bedeutungsforschung, angestrebt. Grundanliegen ist dabei, das Wechselverhältnis zwischen der weltanschaulich relevanten Bestimmung von Sprache und Denken sowie ihres Verhältnisses zueinander und der einzelwissenschaftlichen – wenn auch interdisziplinären – Konkretisierung dieser Problematik in der Abbild- und Bedeutungsebene durchschaubar zu machen, mit dem Ziel, eine erkenntnistheoretisch fundierte Semanalyse der Bedeutung sprachlicher Einheiten zu erreichen. Das Verhältnis von Abbild- und Bedeutungsstrukturen steht so im Mittelpunkt der Untersuchungen.

Wir betrachten die materialistische Dialektik als allgemeine Methode unserer Untersuchungen und sind bestrebt, damit die innere Dialektik der Denk-Sprach-Prozesse sichtbar zu machen. Ihre Begriffsbestimmungen und Terminologie legen wir nicht nur den philosophischen, sondern auch den einzelwissenschaftlichen Untersuchungen zugrunde, und nur in wohlbegründeten Fällen werden wir neue Termini und Begriffe einführen bzw. Präzisierungen in Hinsicht auf die Zielstellung der Arbeit vornehmen. Wir hoffen, damit nicht nur einen geeigneten Begriffsapparat zur Beschreibung unseres Untersuchungsgegenstandes zur Verfügung zu haben, sondern darüber hinaus auch zur Verständigung von Philosophen und Linguisten über einen ohnehin sehr schwer zu fassenden, komplexen Gegenstand, wie die Abbilder und Bedeutungen und ihre Interrelationen, beitragen zu können.

Die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Denken ist heute aktueller denn je; gleiches gilt auch für die eng damit verknüpfte speziellere Frage nach der Existenzweise der Semantik, die das Inbeziehungsetzen von Abbild und Bedeutung impliziert, wobei diese Fragestellung über die Anfänge einer eigentlichen Bedeutungsforschung hinaus (Ende des 19. Jahrhunderts) in

der prinzipiellen Fragestellung besonders in der Geschichte der Philosophie viel weiter zurückreicht; es sei nur darauf verwiesen, daß sich bereits Aristoteles und Platon explizit dieser Problematik zuwandten.

Fast unübersehbar ist die Zahl der theoretischen Arbeiten zum generellen Zusammenhang von Sprache und Denken bzw. zu speziellen Teilproblemen daraus in den letzten Jahren angewachsen, wie z. B. zur philosophiehistorischen Entwicklung der Fragestellung und der Lösungswege, zu Problemen des Zeichens und der Zeichentheorie, der Bedeutung und der Information, zu den neurophysiologischen und psychologischen Prozessen, zu Problemen der Erkenntnis und der Rolle der Sprache in ihr usw., die zumindest peripher den Zusammenhang von Sprache und Denken berühren. Eine auch nur annähernd vollständige Bestandsaufnahme bzw. auch nur ein allgemeiner Überblick über die unterschiedlichen Standpunkte und Positionen würde den gegebenen Rahmen dieses Buches bei weitem sprengen.

Es soll darum nur auf einige Grundprobleme, die die weltanschaulich-philosophische Grundlegung der Sprach-Denk-Beziehungen betreffen und die zur Fundierung der folgenden einzelwissenschaftlichen Untersuchungen relevant sind, sowie auf einige speziellere Beziehungen im Rahmen der engeren Fragestellung nach dem Verhältnis von Abbild und Bedeutung eingegangen werden.

Wir stützen uns dabei vor allem auf marxistisch-leninistische Literatur aus Philosophie, Linguistik und partiell auch der Psychologie und Neurophysiologie, die in den letzten Jahren in den sozialistischen Ländern, vor allem in der UdSSR, erschienen ist, und verweisen nur auf die zahlreichen zusammenfassenden Arbeiten, die die philosophiegeschichtliche Problem-entwicklung bzw. die Entwicklung der Sprachtheorie darstellen.

Esläßt sich jedoch im Interesse der Verständlichkeit unserer Problemsicht nicht vermeiden, auf einige ältere, aber auch auf modernere, für die Sprachtheorie und ihre Methoden bedeutsame Literatur, auch des angloamerikanischen und des romanischen Sprachraums, einzugehen, wobei die Kapitel 2 und 4 auf Grund ihres Anliegens diese Literatur stärker aufarbeiten als die anderen Kapitel.

Die gewählte Beschränkung auf die Beziehungen von erkenntnistheoretischem Abbild und sprachlicher Bedeutung ergibt sich einerseits daraus, daß die Beschäftigung mit dem Abbildbegriff sofort die weltanschauliche Position der marxistisch-leninistischen Widerspiegelungstheorie impliziert und eine Reihe von weltanschaulich relevanten Positionen schon dadurch genauer gefaßt werden können, daß an die Stelle der in der Literatur z. T. sehr vage bestimmten, relativ verschwommenen und zahlreichen Mißdeutungen ausgesetzten Begriffe des Denkens, des Gedankens, der Idee oder auch des Kognitiven der Begriff des Abbildes tritt. Wir folgen dabei besonders den Intentionen Lenins in seiner Auseinandersetzung mit dem Positivismus.

Da jedoch der Abbildbegriff allein dazu nicht ausreicht, weil die Behauptung von Widerspiegelungsbeziehungen an sich noch kein Materialismus ist, wird ein stärkeres Eingehen auf einige Probleme der Widerspiegelung, auf die Determination des Widerspiegelungsprozesses und besonders auf die für die Sprachauffassung relevanten Beziehungen des Individuellen und Gesellschaftlichen im Widerspiegelungsprozeß notwendig, selbst auf die Gefahr hin, zumindest für den Philosophen nichts wesentlich Neues darstellen zu können. Andererseits ist u. E. allein der Abbildbegriff geeignet, ein der Bedeutung sprachlicher Einheiten angemessenes Korrelat auf der Erkenntnis-ebene abzugeben; weder „Gedanke“ noch „Begriff“ entsprechen so sehr unseren Intentionen wie der Begriff des Abbildes.

Seine Begründung findet dieser Umstand u. E. darin, daß die Bedeutung ihrem Charakter nach selbst eine Bewußtseinsgröße, eine spezielle Form des Abbildes darstellt, zugleich aber als Funktion materieller Signale, materieller Formative eine objektivierte, vergesellschaftete Existenz aufweist. Als besonders tragfähig erweist sich bei der Begründung dieser dialektischen Beziehungen die nähere Untersuchung des Arbeits-, Erkenntnis- und Kommunikationsprozesses, bei der sich zeigt, daß sowohl Erkenntnis- als auch Kommunikationsprozeß in gewisser Hinsicht selbst Momente, Seiten des Arbeitsprozesses, wie ihn Marx bestimmt, sind. Aus dem Vergleich der einfachen Elemente des Arbeitsprozesses mit denen des Erkenntnis- und des Kommunikationsprozesses ergeben sich grundlegende Folgerungen über die Rolle und Funktion des Abbildes und der Bedeutung.

Die Beschränkung auf die Untersuchung dieser Zusammenhänge ist demnach Produkt einer umfassenderen Analyse, bei der sich Abbild und Bedeutung als Kern der Sprach-Denk-Beziehungen erweisen.

Last not least erweitern sich die Rolle und die Funktion des Zeichens und damit die mit ihm funktional verbundene Bedeutung im gesellschaftlichen Leben, im Prozeß der wissenschaftlich-technischen Revolution.

Die Erfordernisse der immer stärker theoretisch orientierten Forschungsmethoden führen notwendig zur Entwicklung einer Vielzahl künstlicher (formaler und formalisierter) Sprachen, zur verstärkten Einführung logischer und besonders mathematischer Symbole und theoretischer Konstruktionen. Damit gewinnt vor allem die Semantik rasch an Bedeutung; denn das eigentliche Problem liegt nicht in der Einführung neuer Zeichensysteme, sondern in den damit verbundenen gnoseologischen Problemen der möglichst genauen Bestimmung der Semantik dieser Zeichensysteme. Letztlich müssen alle diese künstlichen Zeichensysteme wieder auf die natürliche Sprache zurückgeführt werden, und das nicht nur bei der Einführung ihrer Terme, sondern auch bei der ständigen Interpretation der Zeichen und letztlich bei der Auswertung der Ergebnisse, die durch das formale Spiel mit den Zeichen ge-

wonnen werden. Spätestens hier wird die in den künstlichen Zeichensystemen erreichte Eindeutigkeit wieder aufgelöst. Man kann letztlich nur dann bleibende Erfolge auch mit künstlichen Sprachen erreichen, wenn es gelingt, auch die natürlichen Sprachen, genauer die Semantik, exakter zu beschreiben. Exakter beschreiben heißt hier keineswegs die Aufhebung der relativen „Unbestimmtheit“ der Semantik von Wörtern der natürlichen Sprache, so wie es z. B. Hobbes und Leibniz vorschwebte, sondern die Schaffung genauer Beschreibungsmethoden dieser Unbestimmtheit, die sichere Erfassung eben gerade dieser unbestreitbar dialektischen Übergänge, der Überschneidungen, Differenzierungen durch den Ko- bzw. Kontext usw. usf.

Jeder Versuch, die natürliche Sprache als festgefügt, statisches System strukturierter Zeicheneinheiten zu erfassen, muß scheitern, wird dabei doch gerade das wesentliche Moment, welches die natürliche Sprache von allen Kunstsprachen unterscheidet, ihre historische Veränderbarkeit und ihre relative Unbestimmtheit, die große Redundanz, die sie erst befähigt, zum allgemeinen Kommunikationsmittel auch in beliebig neuen Kommunikationssituationen zu dienen, nicht beachtet.

Das Ziel müßte u. E. sein, eine möglichst exakte Methode zur Beschreibung dieser Unbestimmtheit der Semantik natürlicher Sprachen, die sowohl ein Ausdruck ihrer Veränderlichkeit als auch ihrer Flexibilität und Variabilität ist, zu finden.

Die vorliegende Arbeit soll als Beitrag zur Entwicklung einer solchen Methode betrachtet werden, wobei im Mittelpunkt nicht die Methode selbst steht, sondern die metatheoretische Begründung eines möglichen Ansatzes dafür. Uns erscheint die Aufspaltung des Forschungsobjektes (Abbild bzw. Bedeutung) in einfache bzw. einfachste Elemente und Strukturen nicht nur ein möglicher, sondern der dem Gegenstand adäquate Weg zu sein, wobei wir – wie in Kapitel 1 nachgewiesen wird – den Intentionen von Marx bei der Analyse des Arbeitsprozesses folgen.

Doch die Aufspaltung in einfache Elemente reicht allein noch nicht aus; das Problem ist nicht das Finden solcher kleiner bzw. kleinster Elemente, sondern die möglichst genaue erkenntnistheoretische Interpretation dieser semantischen Elemente. Ihr Vorhandensein haben die Konstituentenanalysen nachgewiesen, die in der modernen Semantiktheorie selbst bei Unterschieden in der Gegenstandsbestimmung, übereinstimmend als ein vielversprechender Ansatz zu einer optimalen Beschreibung der Bedeutung gewertet werden. Da Sprache und Sprachstrukturen eng mit dem Denken und den gedanklichen (noetischen) Strukturen verbunden sind, galt es, diese Beziehungen in den Mittelpunkt der Untersuchungen zu rücken, wobei über die Aussage von der dialektischen Einheit von Sprache und Denken hinaus eine genauere Bestimmung dieser dialektischen Beziehungen erforderlich

wurde. Der dabei eingeschlagene Weg und die über lange Jahre gemeinsamer Diskussion gereifte Lösungsvariante fand in letzter Zeit eine gewisse Bestätigung durch ähnliche Überlegungen anderer Linguisten.

So stimmt z. B. das nach Abschluß des Textteiles der vorliegenden Arbeit erschienene Buch „Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft“ [746a] von einem Autorenkollektiv der Akademie der Wissenschaften der DDR unter der Leitung von Wolfdietrich Hartung in wesentlichen Fragestellungen und Lösungsvarianten mit unserem Anliegen überein. Auch in diesem Werk wird eine Beziehung zwischen Abbild und Bedeutung als wesentlichste Sprach-Denk-Beziehung aufgefaßt und die lexikalische Bedeutung als ein Abbild bestimmt, welches nicht mit dem gesamten kognitiven Abbild identisch ist (S. 549).

Hier scheint es am Platz, etwas über unsere Position zur sogenannten „relationalen“ Bedeutungskonzeption zu sagen.

Im eben genannten Buch werden wir zu jenen Autoren gerechnet, die die Bedeutung als eine Relation zwischen Lautkomplex (Formativ) und Abbild (Semem) bestimmen (S. 549). In früheren Arbeiten war es unser Bestreben, den Unterschied zwischen sprachlicher Bedeutung und Begriff sichtbar zu machen, wobei die Kritik der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung ebenso wie die Kritik der neopositivistischen Einholung des Kognitiven in die Bedeutung Ausgangspunkte unserer Überlegungen waren. Wenn die Sphäre des Gedanklichen, des Ideellen, das erkenntnistheoretische Abbild, nicht auf die Bedeutung sprachlicher Einheiten reduziert werden soll, so muß dem Kognitiven eine relativ selbständige Existenz gegenüber den Bedeutungen zugesprochen werden. Wenn die Bedeutungen nicht einfach als erkenntnismäßiges Abbild gefaßt und damit letztlich die Philosophie und besonders die Erkenntnistheorie in die Sprachwissenschaft aufgelöst werden soll, beide also auch nicht als identisch interpretiert werden sollen, dann ergibt sich als eine Möglichkeit der Beschreibung der Bedeutung, sie als eine Relation zwischen Formativelementen und Abbildelementen zu sehen. Die Interpretation der Bedeutung als Relation schließt einerseits eine relative Selbständigkeit der Bedeutung gegenüber dem Abbild ein, andererseits macht sie zugleich ihre Einheit deutlich, da die Beschreibung als Relation die Erfassung der beiden Erscheinungen, zwischen denen Relationen angenommen werden, einschließt. Die Bedeutung wurde so immer als eine Zuordnung von Abbildelementen zu Formativen verstanden. In der Analyse dieser relationalen Beziehungen gingen wir jedoch von Anfang an weiter und waren bestrebt, die die jeweiligen Sememe konstituierenden semologischen Merkmale als noetische Elemente in besonderer Bündelung zu interpretieren, was letztlich die klassische relationelle Auffassung bereits durch eine „substantielle“ Konzeption ergänzte, d. h. durch eine Auffassung, bei der die Bedeutung als ein besonderes struk-

turiertes Abbild gefaßt wird. Es fällt darum schwer, den Standort der von uns vertretenen Auffassung in die Polarität von „relationalen“ und „substantiellen“ Konzeptionen einzuordnen. Seinen allgemeinen theoretischen Ansätzen und Voraussetzungen nach ist es ein mehr relationaler denn ein substantieller Standpunkt, in der Analyse des Abbildes und der Bedeutung dagegen ein mehr substantieller denn ein relationaler Standpunkt. Unsere Konzeption dürfte wohl am treffendsten „dialektisch“ genannt werden, da sie ihrem Wesen nach eine dialektische Vermittlung beider gegensätzlicher Positionen, eine dialektische Aufhebung ihrer Gegensätzlichkeit anstrebt.

Die in der vorliegenden Arbeit vorgetragene Auffassung stellt also keinen *Bruch* gegenüber einer vorangegangenen Konzeption dar, sondern bedeutet ihre *Weiterführung* und *Ergänzung*, bei der nach neuen Möglichkeiten gesucht wurde, um die Dialektik von Identität und Unterschied in den Sprach-Denk-Prozessen möglichst adäquat zu beschreiben.

Das machte eine eingehendere Analyse des Abbildprozesses notwendig und eine Aufgliederung des erkenntnistheoretischen Abbildbegriffes in eine Reihe unterschiedlicher Formen des Abbildes, denen verschiedene Formen der Bedeutung gegenübergestellt werden.

Um die Tragfähigkeit der dabei gewonnenen theoretischen Postulate für die praktische linguistische Arbeit zu prüfen, werden eine Reihe von Bedeutungsanalysen vorgestellt. Die enge Zusammenarbeit eines Philosophen und eines Linguisten auf einem Grenzgebiet zwischen beiden Disziplinen hat sich als fruchtbar erwiesen, ergab aber auch manche Schwierigkeiten im gegenseitigen Verstehen der Problemsicht der Erkenntnistheorie bzw. der Bedeutungsforschung. Aus diesem Prozeß des interdisziplinären Forschens ergab sich die Auswahl der zu behandelnden Probleme, wobei im Interesse der Verständlichkeit sowohl für Philosophen als auch für Linguisten auch stärker referierende Darstellungen aufgenommen wurden, ohne daß in diesen Abschnitten immer neue Forschungsergebnisse vorzuweisen wären. Die Notwendigkeit, über die relativ enge Terminologie des eigenen Spezialfaches hinauszugehen und zu einer für Philosophen und Sprachwissenschaftler verständlichen, aber zugleich auch gemeinsamen Terminologie zu kommen, sowie die Notwendigkeit einer gemeinsamen Problemsicht und Beschreibungsmethode erkenntnistheoretischer und linguistischer Gegenstände brachte zugleich eine Reihe von partiellen Wiederholungen in verschiedenen Abschnitten der Arbeit mit sich. Um die Einheitlichkeit unserer Auffassungen zu betonen, schien es uns jedoch erforderlich, z. B. die im stärker erkenntnistheoretisch orientierten Kapitel 1 aufgeworfenen Probleme nochmals mit der gleichen Terminologie und der gleichen Intention der Darstellung in den stärker linguistisch orientierten anderen Kapiteln aufzugreifen. Zugleich wurde es notwendig, eine Reihe von Begriffen explizit zu definieren, da in

der langjährigen Zusammenarbeit deutlich wurde, wie leicht mit gleichen Termini in unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen verschiedene Sachverhalte verknüpft werden bzw. die Begriffe in anderer Extension und z. T. auch Intension gebraucht werden und wie schnell damit Vertreter verschiedener Wissenschaftsdisziplinen aneinander vorbeireden können.

Es wäre sehr zu wünschen, bei weiteren Forschungen in der dargelegten Richtung im Grenzfeld verschiedener Wissenschaftsbereiche zu einer stärkeren Kooperation mit Vertretern weiterer Wissenschaften, besonders der Psychologie und der Neurophysiologie zu kommen, um die Tragfähigkeit des Gedankens von einem neuen Wissenschaftsbereich „Semetik“ – als Wissenschaft von der Analyse, Struktur, Wechselwirkung und Determination der Noeme/Seme – zu prüfen und gegebenenfalls ein geeignetes methodisches Instrumentarium zu schaffen. Erste Überlegungen dazu werden im 4. Kapitel vorgestellt.

Noch tragen viele Aussagen vorliegender Arbeit einen hypothetischen Charakter, noch bleiben zahlreiche Fragestellungen unbeantwortet bzw. konnte nur die mögliche Richtung einer Lösung angedeutet werden, doch glauben wir, bei aller Unvollständigkeit und z. T. auch bei theoretisch noch nicht sicher genug formulierten Bestimmungen, einen das bisherige Wissen ergänzenden und zur Diskussion anregenden Beitrag zur weiteren Klärung der komplexen und komplizierten Sprach-Denk-Beziehungen vorlegen zu können.

1. Erkenntnistheoretische Prämissen einer differenzierten Abbild- und Bedeutungsanalyse

1.1. Sprache und Denken

Eine Untersuchung der unterschiedlichen Auffassungen über den Zusammenhang von Denken und Sprache stößt immer wieder auf eine Schwierigkeit, die ihre Ursache zu einem großen Teil in diesem Zusammenhang selbst findet: im metatheoretischen Charakter der Fragestellung, da ja in Sprache und Denken nicht über anderes, sondern über Sprache und Denken selbst geurteilt wird, sowie in der breiten Interpretierbarkeit der Ausdrücke „Denken“ und „Sprache“, ihrer unterschiedlichen Intension und Extension in den verschiedenen Richtungen der Sprachphilosophie als auch in den anderen Wissenschaftsbereichen, die über diesen Zusammenhang reflektieren.

1.1.1. Identität, Parallelität, Verschiedenheit?

Der Versuch, die verschiedenen Auffassungen nach Kriterien zu ordnen, die ihre Begründung in der Art des von den jeweiligen Autoren behaupteten Zusammenhangs zwischen diesen beiden Erscheinungen suchen, wie er etwa bei Kainz zu finden ist und von hier ausgehend Eingang in viele Monographien gefunden hat, scheint letztlich wenig geeignet, die unterschiedlichen Positionen tatsächlich einsichtig zu machen.

Kainz¹ [358] spricht vom monistischen Identitätsstandpunkt, wie er etwa bei Klages² [375] zu finden sei, von der Parallelismustheorie [269, bes. 15], die er als gemilderte Form des Identitätsstandpunktes kennzeichnet, von der dualistischen Verschiedenheitsthese und nennt dabei Berkeley, Kant, Schopenhauer, und von dem Standpunkt der korrelativen Beziehungen, den er selber einnimmt. Eine genauere Analyse jedoch macht deutlich, daß die gewählten Kriterien, die vorerst sehr einleuchtend scheinen, zu unbestimmt sind und nicht vermögen, die Vielschichtigkeit der Begründungen der einzelnen Standpunkte zu erfassen, zeigt doch bereits ein flüchtiger Überblick, daß scheinbar gleiche Auffassungen in bezug auf die Art der behaupteten Beziehung zwischen Sprache und Denken in ihrer Interpretation erheblich auseinandergehen. Allein die Identitätsauffassung läßt viele Differenzierungen

zu, da sie im Grunde nie als absolute, als logische Identität gefaßt wird, selbst wenn verschiedene Autoren mit der erklärten Absicht auftreten, Sprache und Denken als identisch zu interpretieren. In der marxistisch-leninistischen Literatur spricht man allgemein von der „Einheit“ von Sprache und Denken, die bei einigen Autoren – wie noch zu zeigen sein wird – als faktische Identität angesehen³, aber ebenso im Sinne der korrelativen Beziehungen⁴ bzw. als dialektische Einheit im Gegensätzlichen interpretiert wird, in der Regel aber im Grunde keinem der bei Kainz genannten Standpunkte völlig adäquat ist.

Eine nähere Betrachtung zeigt letztlich, daß, wie bereits von anderen Autoren festgestellt, die Bestimmung dieses Verhältnisses eine typisch philosophische Fragestellung ist⁵, wobei die eigentlichen Unterschiede bereits in der Bestimmung dessen liegen, was als Denken und was als Sprache verstanden werden soll. Werden sie als deckungsgleiche Begriffe gefaßt, so ist der Standpunkt der Identität die logische Konsequenz der Extension beider Begriffe.⁶ Der Kantianer Marx Diez z. B. schreibt: „Denken ist diejenige Form der Vorstellungsfähigkeit, die sich in und mit der Sprache vollzieht.“ „Das Denken kommt zum Bewußtsein als ein (innerliches oder äußerliches) Sprechen“ [144, 11]. Diese Konzeption des Denkens als „inneres Sprechen“, das auch bei einer Reihe anderer Autoren expliziert ist und die wohl auf Platons Logos-Begriff zurückgeht, führt notwendig – wie noch aufgewiesen werden soll – zu einer Identifizierung von Sprache und Denken, zumindest aber von Denken und Sprechen. Diese Konzeption ist aber eine andere Art der „Identitätsauffassung“ als bei Klages, dem es ähnlich wie Weisgerber um die Erfassung der „Seele“, der Sphäre des Geistigen als „Sprachgeistiges“, als sprachliche Manifestation der „Seele“ in der Sprache geht. Das ausgesprochen Logische bleibt außerhalb der Betrachtung, während Diez in Ablehnung dieses mystischen Seelenbegriffs eine rationale Fassung der Sprach-Denk-Beziehungen anstrebt, wobei er – trotz einer weitgehenden Identität beider – sehr wohl zwischen ihnen zu unterscheiden weiß.⁷

Faßt man unter „Denken“ auch das Entschlußfassen, die Festlegung von Handlungsstrategien, die Problemlösung (besonders praktischer Probleme, die sich z. B. in der immer wieder zitierten Tätigkeit eines Autoschlossers – „gewußt wo“ – manifestiert) usw., so dürfte wohl als sicher angenommen werden, daß es sich dabei um Prozesse handelt, die zumindest aktuell auch ohne vorausgesetzte Sprachprozesse (im Sinne der natürlichen Sprache) oder auch ohne Sprechen, ob nun „inneres“ oder „äußeres“ Sprechen gemeint sei, ablaufen. Die Extension des hier benutzten Begriffs „Denken“ ist weiter als die von „Sprache“, zumindest als natürliche Sprache verstanden, und die Konstituierung eines „sprachfreien Denkens“ ist dann absolut kein Problem.

Bezieht man gar, wie z. B. der Psycholinguist Church – und wie die Mehrzahl

der Behavioristen – die Gesamtheit aller verhaltenssteuernden Aktivitäten in den Begriff „Denken“ ein, so wird seine Extension so stark erweitert, daß das Denken – zumindest partiell – auch den höheren Tieren zukommt. Church schreibt: „Wenn Denken ausschließlich verbale Aktivität wäre, würde das menschliche Wesen zum Denken erst am Ende des Säuglingsalters fähig sein. Nun ist jedoch einwandfrei sicher, selbst wenn es nur auf Grund des Problemlösens von Schimpansen wäre, daß bereits Tiere denken.“ [123] Bei Church finden wir somit eine Form der von Kainz bestimmten „Verschiedenheitsthese“, die jedoch in ihrer Begründung und Zielrichtung anders liegt als die von Kainz zitierten Verschiedenheitsauffassungen bei Berkeley, Schopenhauer und Kant. Auch Church macht deutlich, daß trotz aller Verschiedenheit von Sprache und Denken das „nicht perzeptuelle Denken“ unbedingt an Sprache gebunden sei, während im Unterschied dazu das „perzeptuelle Denken“ sich als situativ bezogenes Denken auch ohne Sprache vollziehe.

Doch dieser – wenn auch gemilderte – Verschiedenheitsstandpunkt schlägt in sein Gegenteil um, sobald unter „Sprache“ nicht allein die natürliche Sprache, sondern Zeichensysteme überhaupt verstanden werden. Denn dann wäre ja auch das „perzeptuelle Denken“, selbst das zeichenvermittelte Handeln höherer Tiere, bei Church als sprachfreies Denken bestimmt, sprachlich determiniert. Sowohl der Identitätsstandpunkt als auch die Verschiedenheitsthese erscheinen als logische Folge der unterschiedlichen Extension des Begriffs „Denken“, die unterschiedlichen Standpunkte gehen – je nachdem wie „Denken“ oder „Sprache“ konzipiert werden, ineinander über, schlagen in ihr Gegenteil um. Ähnliche Überlegungen ließen sich zur sogenannten „Parallelismustheorie“ aufstellen, wie sie z. B. bei Peter Hartmann auftritt, der von der „Parallelität zwischen den beiden Faktoren Sprache und Denken“ [269, 15] spricht, wobei die Sprache als „abbildende (wiedergebende, mitteilende) Dokumentation des Erkennens und des Erkannten“ anzusehen sei [269, 18].

Diese „Parallelität“ wird von P. Hartmann jedoch wesentlich infolge seines weltanschaulichen Standpunktes als Reduktion des Denkens auf den formalen Apparat der Sprache verstanden, was, wie Kainz richtig feststellte, eigentlich dem Identitätsstandpunkt sehr nahe steht. P. Hartmann schlägt z. B. vor, an Stelle von „geistiger Tätigkeit“ das „Wissen um zeichentechnische Prozeduren“ zu setzen, oder nicht vom Denken zu sprechen, sondern vom Besitz bzw. der Schaffung einer Zeichenkorrelation ohne materiellen Signalteil [272, 598]. Auch hier zeigt sich, daß die von Kainz gewählten Kriterien für die Einordnung wesentlicher Auffassungen vom Sprach-Denk-Zusammenhang viel zu unbestimmt sind und daß die genaue Extension der Begriffe „Denken“ und „Sprache“ der Beschreibung ihres Zusammenhanges voraus-

gehen muß, womit zugleich diese Problemstellung von einer Relationsbeschreibung zu einer ausgesprochen philosophischen Problemsicht wird.

Wenden wir uns der Darstellung dieses Problems in der marxistischen philosophischen Literatur zu.

Eine der wesentlichen Schwierigkeiten, die sich einer allgemeinen Bestimmung des Denkens entgegenstellt, besteht darin, daß es keine „Wissenschaft vom Denken“ gibt, sondern daß die verschiedenen Wissenschaftsbereiche sich jeweils von ihrem spezifischen Untersuchungsgegenstand her mit den Problemen des Denkens beschäftigen. Resnikov vermerkt, daß „Wissenschaften wie die Psychologie, die Logik, die Erkenntnistheorie und die Linguistik“ jeweils „verschiedene Aspekte des Denkens und der Sprache“ erforschen [645, 51], ebenso Koppin, der als weitere Wissenschaften, die sich mit den genannten Problemen beschäftigen, die Physiologie der höheren Nerventätigkeit (Neurophysiologie) sowie die Informationstheorie nennt [393, 173]. Es ist verständlich, daß in den Definitionen, die von den jeweiligen Wissenschaften gegeben werden, spezifische Aspekte des Denkens eine dominierende Rolle spielen.

Neben diesen vom jeweiligen Wissenschaftsbereich her bestimmten Differenzierungen lassen sich unter marxistisch-leninistischen Autoren im wesentlichen zwei Auffassungen unterscheiden: Jene, die unter Denken die dem Menschen eigentümliche psychische Tätigkeit überhaupt – mit keinen oder nur geringen Einschränkungen – versteht, also einen seiner Extension nach weiteren Begriff des „Denkens“ vertritt, und jene vor allem philosophisch-logisch orientierte Auffassung, die unter „Denken“ nur das begrifflich-logische Operieren faßt. Eine solche engere Fassung des Begriffs „Denken“ findet sich in der Regel vor allem dort, wo – wie z. B. bei E. Albrecht, W. Kirchgässner u. a. – das Denken als „Sprachdenken“ interpretiert wird.⁸ Von dieser die Rolle der Sprache für das Denken besonders hervorhebenden Auffassung ausgehend, wenden sie sich meist dagegen, neben den abstrakt-theoretischen Formen noch andere Formen des Denkens gelten zu lassen⁹, wie sie eben z. B. bei Rubinstein genannt werden. Rubinsteins Auffassung, daß „das menschliche Denken . . . gedankliche Operationen von verschiedener Form und verschiedenem Niveau“ [661, 453] einschließe, gehört heute wohl zum unbestrittenen Arsenal nicht nur der marxistisch-leninistischen Psychologie, sondern auch der Erkenntnistheorie, wobei gerade in letzter Zeit in der Erkenntnistheorie dieser Gedanke weiterentwickelt wurde.¹⁰

Rubinstein unterscheidet zwei Formen des Denkens: das „anschaulich-bildhafte“ und das „abstrakt-theoretische“ Denken [611, 454ff], wobei er immer wieder deutlich macht, wie sich beide Formen durchdringen und wechselseitig ergänzen. Für Rubinstein ist also selbstverständlich, daß das Denken, um überhaupt „theoretisch-abstrakt“ werden zu können, des empirischen

Materials bedarf, also keine Kluft zwischen empirischer und theoretischer Erkenntnis aufgerissen werden darf. Jene Autoren, die von einem prinzipiellen „Sprachdenken“ ausgehen, werden nun durch ihre Bestimmung des Denkens dazu geführt, eben diese Kluft aufzureißen und die empirische Erkenntnis aus dem Denken zu eliminieren, um „das Denken *und die Sprache* (Hervorhebung durch Verf.) als die erkenntnistheoretisch wichtigsten Bestandteile des Bewußtseins von den Elementen der empirischen Erkenntnis abzugrenzen“ [374, 114].

Auch empirische Erkenntnis, die auf der Grundlage von Sinneserfahrungen entsteht, setzt rationale Formen der Verarbeitung der Sinnesdaten voraus, enthält im starken Maße abstrakte Momente und bedarf letztlich sprachlicher Formen.

Als Ergebnis der philosophischen Diskussion besonders der letzten Jahre kann als gesichertes marxistisches Wissen betrachtet werden: Der Erkenntnisprozeß umfaßt zwei Formen (nicht *Stufen*, wie nicht nur in älterer Literatur noch zu lesen ist, da beide Formen nicht als ein Nacheinander verstanden werden können, sondern als zwei sich wechselseitig beeinflussende Formen): sinnliche und rationale. Ergebnisse der sinnlichen Erkenntnis sind Abbilder in Form von Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen; sie verbinden den Menschen besonders über seine praktische Tätigkeit direkt mit der äußeren Welt.

Die rationale Erkenntnis umfaßt zwei Ebenen oder Arten: die empirische und die theoretische. Während die empirische Erkenntnis vor allem Abbilder von beobachtbaren Gegenständen bzw. Klassen dieser Gegenstände, von durch die Erfahrung vermitteltem Wissen u. a. liefert, sind die Produkte der theoretischen Erkenntnis vor allem Gesetze, abstrakte Konstruktionen (Theorien) usw., also all jene Erkenntnisse, die nicht mehr allein durch Beobachtung und Experiment gewonnen werden können.¹¹

Es ist eines der Verdienste von Rubinstein, auf ein Problem aufmerksam gemacht zu haben, das in der traditionellen Psychologie so gut wie keine Rolle spielte: das Problem des „praktischen Denkens“¹². Er versucht damit, die absolute Trennung von geistiger und praktischer Tätigkeit auch für die Psychologie aufzuheben in dem Sinne, wie Marx und Engels z. B. in der Deutschen Ideologie die „Produktion der Ideen, Vorstellungen, des Bewußtseins“ als „zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit“¹³ bestimmen.

Der Ausdruck „praktisches Denken“ drückt nach Rubinstein „einerseits gleichsam die Überwindung des Standpunktes aus, wonach der Intellekt nur in den theoretischen Operationen des abstrakten Wortdenkens in Begriffen zu finden ist: Praxis und Intellekt, Praxis und Denken werden in einem einheitlichen Begriff zusammengefaßt“ [661, 456]. Rubinstein verstand dar-

unter jene Denkform, „die sich im Verlauf praktischer Tätigkeit vollzieht und unmittelbar auf die Lösung praktischer Aufgaben gerichtet ist“ [661, 457].

Rubinstein folgt damit ganz den Intentionen von Marx und Engels, die in vielen Arbeiten immer wieder darauf verwiesen, daß die Entwicklung des Denkens untrennbar mit der praktischen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt verknüpft ist, Ausdruck dieser praktischen Einwirkung auf die Umwelt ist, daß Denken und Erkennen letztlich immer den Zweck verfolgen, dieser Praxis zu dienen [843, bes. 13 ff].

Eine philosophische Bestimmung des Denkens kann die psychische Tätigkeit nicht aus sich selbst heraus erklären, auch nicht ausschließlich aus der Widerspiegelungstätigkeit¹⁴, sondern nur aus der *praktischen* Tätigkeit des *vergesellschafteten* Menschen. Und gerade dieses Moment betont Rubinstein.

Auch P. V. Kopnin – der leider viel zu früh verstorbene sowjetische Philosoph, der sich um die Erarbeitung eines philosophischen Begriffs des Denkens verdient gemacht hat¹⁵ – ist bemüht, die Trennung der geistigen Tätigkeit (Denken) vom praktischen Verhalten des Menschen dialektisch aufzuheben, wobei er die außer jeder Frage stehende *relative* Selbständigkeit des Denkens betont.¹⁶

Das Problem liegt u. E. nicht darin, ob das Denken eine relative Selbständigkeit gegenüber dem praktischen Handeln besitzt, was wohl außer Frage steht, sondern darin, ob das Denken nur die *begriffliche*, die theoretisch abstrakte Widerspiegelung erfaßt oder auch jenen Bereich, der nichtbegrifflicher Art ist – was natürlich wiederum eine Frage der Extension des Begriffs „Begriff“ ist – so, wie ihn Rubinstein als „praktisches Denken“ beschreibt. Die Standpunkte dazu sind keineswegs einheitlich, verbergen sich doch dahinter eine Vielzahl von Problemen, die letztlich ihre Ursache in der Vielschichtigkeit des hier abzuhandelnden Stoffes haben.

Im Verlauf unserer Untersuchungen werden wir den Nachweis zu führen versuchen, daß wohl zwischen begrifflichem und nichtbegrifflichem Denken, aber auch zwischen begrifflichem und sprachlichem Denken differenziert werden sollte, nicht im Sinne von zwei Formen oder gar Stufen des Denkens, sondern von zwei sich dialektisch bedingenden und zugleich ausschließenden gegensätzlichen Momenten im Denkprozeß, die neben allgemeinen Gesetzen der Bewegung auch speziellen, nur ihnen eigenen Gesetzen der Bildung und Entwicklung folgen. (Vgl. dazu besonders Kapitel 3.2.)

Wir verstehen unter *Denken* jene höheren Formen psychischer Tätigkeit des Menschen¹⁷, in denen mit kognitiven *Abbildern* operiert wird mit dem Ziel, ein ideelles Modell der objektiven Realität im menschlichen Subjekt aufzubauen, welches die praktisch-gegenständliche Tätigkeit des vergesellschafteten Menschen als bewußte zweckgerichtete Tätigkeit ermöglicht.

Das Denken umfaßt so neben dem – den Charakter des Denkens wesentlich bestimmenden – Operieren mit Begriffen auch das Operieren mit solchen Formen von Abbildern, die, empirisch konstituiert, auch sinnlich-konkrete Elemente, emotionale und bewertende Elemente u. ä. enthalten. Damit gebrauchen wir den nach seiner Extension weiteren Begriff des Denkens, während in der philosophischen Literatur häufig ein engerer Begriff des Denkens vertreten wird, der das Denken allein auf das Operieren mit Begriffen und logischen Formen reduziert.

Wir werden auf die Konsequenzen dieser unterschiedlichen Extension des Begriffs „Denken“ im Folgenden noch einzugehen haben, wobei bereits hier vermerkt sei, daß die Bestimmung des Denkens als Operieren mit Begriffen u. a. dazu zwingt, die Bedeutungen von Wörtern als Begriffe zu fassen, was wiederum den Linguisten vor fast unlösbare Schwierigkeiten in der Bedeutungsanalyse stellt.¹⁸

Die weite Extension des Begriffs „Denken“ ist der Versuch, eine Synthese zwischen den in der Philosophie und in der Linguistik differenziert gebrauchten Begriff des Denkens herzustellen. Sie scheint uns zumindest für die semantische Analyse unumgänglich.

Das *Bewußtsein* umfaßt mehr als das Denken, es ist vor allem *Produkt* der Gesamtheit der psychischen Tätigkeiten im Sinne der Gesamtheit der *Beziehungen*, die zwischen den verschiedenen psychischen Prozessen vor sich gehen, der inneren Struktur dieser Prozesse, und weniger im Sinne einer aufzählbaren Menge einzelner Formen psychischer Tätigkeiten und Prozesse.¹⁹

W. P. Tugarinow definiert Bewußtsein als einen Teil der Psyche. „Bewußt nennt man solche psychischen Erscheinungen und Handlungen des Menschen, die über seinen Verstand und Willen laufen, von ihnen vermittelt werden, die sich folglich mit dem Wissen davon, was er macht, denkt oder fühlt, vollziehen“. [771, 47]²⁰

Nach A. G. Spirgin umfaßt die Struktur des Bewußtseins einerseits alle Formen der kognitiven Tätigkeit wie Wahrnehmung, Gedächtnis, Denken, Verstand, Vernunft, als auch die emotionalen Erlebnisse, die Interessen, den Willen, die vernünftige Tätigkeit, die Zielstellung und die schöpferische Aktivität. [533, 502]²¹

Diese ganzheitliche Betrachtungsweise hat sich auch in der Neurophysiologie bei der Untersuchung der den Bewußtseinsprozessen zugrunde liegenden Nervenprozesse immer stärker durchgesetzt. M. Rosenberg spricht z. B. davon, daß Bewußtsein nicht als eine isolierte Tätigkeit bestimmter Hirnzentren, auch nicht als Funktion vereinzelter neuronaler Prozesse, sondern nur als „beziehungsverbundener Zusammenhang“ der Tätigkeit des Gesamthirns oder zumindest großer Teile davon interpretiert werden kann. „Summierte Effekte der Reizimpulse integrieren wir zum Bewußtsein. Ein isolierter

Reiz, der auf keinen Zusammenhang von Strukturen (...) stößt, bleibt *unter* seiner Schwelle, bleibt Reflexgeschehen... Es entsteht als neue Qualität, sobald und solange Reizimpulse zu einer Gesamtenergielage in einen Kontrast geraten.“ [659, 126]

Problematisch ist noch die Einordnung des Unbewußten, dem nach F. W. Bassin alle jene nervalen Informationsprozesse zugeordnet werden können, „die komplizierte Formen des Adaptionsverhaltens bedingen und dabei weder mit einem Bewußtwerden der von ihnen hervorgerufenen psychischen Erscheinungen einhergehen noch eine Widerspiegelung im System der 'Erlebnisse' des Subjekts finden“ [61, 125; vgl. auch 533]. W. P. Tugarinow zählt zur Psyche sowohl bewußte als auch unterbewußte und unbewußte Prozesse, die sich gegenseitig durchdringen. „Nicht nur Gefühle und Handlungen des Menschen, sondern auch ein Denken, das sich, wie es scheint, ausschließlich bewußt vollzieht (gemäß unserer Definition des Bewußtseins als eines psychischen Prozesses, der vermittelt des Verstandes abläuft), wird in einer Reihe von Fällen vom Verstand ungenügend kontrolliert, enthält ein Moment des Unterbewußten“ [771, 47].

Das Unterbewußtsein dürfte bei einer ganzen Reihe sprachlicher Prozesse beteiligt sein, zumindest aber bei allen durch sprachliche Zeichen verursachten Adaptionsverhalten menschlicher Subjekte. Sehr wahrscheinlich ist – worauf noch zurückzukommen sein wird – daß Unterbewußtes bei mit-schwingenden Nebenbedeutungen, bei emotionalen „Ladungen“ von Wörtern u. ä., zumindest mitbeteiligt ist.

Begriff. Trotz der umfangreichen Literatur zu Problemen des Begriffs und der Begriffsbildung ist es infolge der „Komplexität und Kompliziertheit der mit dem Begriff verbundenen Probleme . . . auch bis heute noch nicht gelungen, eine befriedigende Definition des Begriffs „Begriff“ zu geben“ [837, 173].²²

Wir fassen entsprechend unseren Intentionen als Begriffe jene Teilmenge der Abbilder, die eine ausgesprochen rationale Form der Widerspiegelung darstellen und als Element eines theoretischen Systems auftreten; sie sind darum explizit oder in Ausnahmefällen auch implizit definierte, im betreffenden Wissenssystem festgelegte Abbilder.

1.1.2. Zum Problem des „Sprachdenkens“

Ein gleich breites Spektrum von Interpretationen findet sich in Bezug auf „Sprache“. Ohne den folgenden Untersuchungen vorzugreifen und ohne in die Diskussion über die Bestimmung der Sprache einzugreifen²³, seien hier parallel zur Bestimmung des Denkens einige, die Kognition betreffende Momente der Sprache deutlich gemacht: wir meinen die Differenzierung von

„äußerer“ und „innerer“ Sprache bzw. Sprechen, das (Schein)Problem des „sprachfreien Denkens“ oder des „sprachgebundenen Denkens“ und das mit diesen Fragestellungen verbundene Problem, was eigentlich der „materielle Träger“ des Gedanken sei, ob die Ausdrücke „materieller Träger“, „materielle Hülle“ bzw. „materielle Existenzform“ des Gedankens gleiche Sachverhalte oder eventuell auch verschiedene meinen.

Zweifellos sind es besonders zwei Momente, die den durch die genannten Ausdrücke gemeinten Sachverhalt kennzeichnen:

1. daß der Gedanke, das Ideelle, nicht an sich, sondern immer nur gebunden an materielle Prozesse existiert;²⁴
2. daß die Sprache die „unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens“ ist.

Der Ausdruck „materielle Hülle“ findet sich bei einer Reihe von Autoren, wie z. B. bei Klaus²⁵, der allerdings in einem seiner Artikel mit Segeth selbst darauf hinweist, daß der Ausdruck „Existenzform“ sinnvoller sei [378], aber auch in Lehrbüchern.²⁶

Die Sprache als „materielle Hülle der Gedanken“ zu interpretieren, führt zu zwei Folgerungen, deren Konsequenzen deutlich gemacht werden sollen, auch wenn sie z. B. bei Klaus nie in dieser Konsequenz formuliert wurden.

Der Zusammenhang von Sprache und Denken wird bei dieser Konzeption als Form-Inhalt-Beziehung beschrieben, wobei das Denken (das Ideelle) als Inhalt immer in der Form der Sprache (des Materiellen) auftritt. Betrachtet man dieses Verhältnis einerseits von Seiten der Sprache, so wird die Semantik gegenstandslos, weil die sprachlichen Bedeutungen (als das „Inhaltliche“) mit dem Denken (meist mit dem Begriff) identifiziert, auf das Denken reduziert und die Sprache zu einem bloßen Inventar materieller Zeichenträger, zu einem ausschließlich materiellen Vehikel des Denkens gemacht, d. h. die Sprache als unilaterales Gebilde begriffen wird. Eine zweite Interpretationsmöglichkeit wäre andererseits die Auflösung des Denkens in die Semantik, die neopositivistische Ersetzung der Erkenntnisbeziehungen durch die Sprachanalyse.

Einerseits wäre demnach die Bedeutung nichts anderes als Begriff, gedanklicher Inhalt, andererseits wäre der Begriff, das Abbild nichts anderes als Bedeutung, Sprachinhalt, wobei bei beiden Konzeptionen in der Konsequenz die dialektischen Beziehungen zwischen Sprache und Denken in eine logische Identität aufgelöst werden.

Dieser Identitätsstandpunkt bezieht sich allerdings nur auf die Identität des Denkens (meist der Begriffe) mit einem Teil der Sprache, der Semantik. Gerade dadurch jedoch entsteht, betrachtet man das Verhältnis von Denken und Sprache insgesamt, zumindest bei der Auflösung der Semantik in das Begriffliche, eine Art Dualismus zwischen Geist und Materie²⁷, zwischen Inhalt und Form.

Zweifellos ist auch die Semantik ein Gedankliches, worauf wir noch umfassend eingehen werden, doch vermögen u. E. die mit den Ausdrücken „materielle Hülle“ verbundenen Konsequenzen nicht, die evidente Spezifik der Semantik gegenüber den Erkenntnisinhalten, in der sich der Unterschied zwischen Kommunikation und Erkenntnis ausdrückt, einsichtig zu machen.

Zweifellos gibt es Inhalt-Form-Beziehungen auch im Verhältnis von Denken und Sprache zueinander, aber sie sind nur *ein* möglicher Aspekt, keineswegs aber geeignet, die Gesamtbeziehungen zwischen ihnen zu beschreiben, da die Gefahr besteht, daß der eigentliche *dialektische* Charakter verloren geht, und das je konsequenter dieser Standpunkt formuliert wird.

Eine gemäßigte Form dieses Standpunktes ist die Auffassung vom „Sprachdenken“, wie sie z. B. bei Kirchgässner [374] – der uns hier für die ganze Richtung jener marxistischen Autoren steht, die von einer faktischen Identität von Sprachinhalten (Bedeutungen) und Denken (Begriffen) ausgehen – zu finden ist und zu denen z. B. Klaus in seinen frühen semiotischen Arbeiten²⁸, unter den sowjetischen Autoren besonders Kacnel'son [346] u. a. zählen. Kirchgässner wehrt sich gegen die oben genannten Konsequenzen und spricht selbst von der „Einheit, aber Nichtidentität von Denken und Sprache“ [374, 117], ohne aber die u. E. notwendigen Folgerungen für seine Auffassung vom „Sprachdenken“ zu ziehen. Er bleibt bei der Bestimmung der Sprache „als materielle Existenz der Gedanken, als ein System arbiträrer Zeichen zur lautlichen Wiedergabe von Gedanken im Prozeß der Widerspiegelung der Wirklichkeit“ [374, 120]. Sprache als „materielle Existenz der Gedanken“ betont stärker den vergesellschaftenden Charakter der Sprache, ihre kommunikative Funktion, nämlich das, was Marx und Engels die „unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens“ nennen [499, 432].

In diesem Sinne hat eine Bestimmung der Sprache als „Existenzform“ des (allerdings vergesellschafteten) Gedankens ihre volle Berechtigung, erfaßt damit aber wiederum auch nur eine Seite, nicht das Ganze. Doch solche Bestimmungen wie „Zeichen zur lautlichen Wiedergabe von Gedanken“ legen erneut den bereits obengenannten Standpunkt eines Dualismus zwischen dem Gedanken (dem Ideellen) und der Sprache als „lautliche Wiedergabe“ (dem Materiellen) nahe, zumindest sind sie in diesem Sinne zu interpretieren. Andererseits sprechen Kirchgässner, aber auch Albrecht u. a., häufig von der Sprache als Widerspiegelung der Wirklichkeit [374, bes. 148, 170], was ganz im Gegensatz zu obiger Bestimmung die Sprache zu einem Ideellen macht. Uns ist das Anliegen Kirchgässners durchaus verständlich, ja es ist unser eigenes: das Bestreben, eine dialektische Lösung des Problems zu finden. Nur setzt u. E. die Konzeption vom „Sprachdenken“ eine Reihe logischer Widersprüche, die in seiner Arbeit von 1971²⁹ auch explizit deutlich werden. Während z. B. auf Seite 170 die Sprache als materielles Vehikel des Denkens be-

stimmt wird, betont er eine Seite weiter, daß die Sprache Bestandteil des Bewußtseins sei.³⁰

Neben der Nichtdifferenzierung zwischen den beiden Seiten der Sprache, wie sie sich zumindest als bilaterale Sprachkonzeption allgemein durchgesetzt hat, ihrer materiellen in der Form des Zeichenträgers (im weiteren „Formativ“ genannt) und ihrer ideellen in der Form der Bedeutung, die sich auch bei Klaus u. a. zeigt, findet sich hier ein Problem, das Narski als eine „zwei Problem-Antinomie“ bezeichnet [552].

Narski untersucht die Frage, ob die Bedeutung allein im Interpretieren, also als innersubjektives Ideelles existiert, als Gedankliches im Individuum, oder allein als Bedeutung eines Zeichens (wobei Narski hier die materielle Seite des Zeichens, den Zeichenträger, meint), gewissermaßen als objektiviertes Ideelles außerhalb des Subjektes. Er formuliert die Antinomie so: „Die Existenz der Bedeutung im Zeichen sprach dagegen, daß sich die Bedeutung im Interpretieren befindet, und die Existenz der Bedeutung im Interpretieren dagegen, daß sich die Bedeutung im Zeichen befindet“ [552, 304].

Narski weist schon in seiner Formulierung dieser Antinomien auf den dialektischen Charakter des Problems hin und sucht auch in der Dialektik von Identität und Unterschied (im Interpretieren sein *und* nicht in ihm sein, im Zeichen sein *und* nicht in ihm sein) eine Auflösung dieser Antinomien.

Ergibt sich nun aus dem Sachverhalt, daß das (vergesellschaftete) Gedankliche nur in Form der Sprache Existenz hat, tatsächlich die Folgerung, daß der Gedanke prinzipiell nur als Sprache existiere? Diese Fragestellung hat zwei Seiten: ist der Gedanke prinzipiell an die materielle Seite der Sprache gebunden und sind Semantik und Denken identisch?

Der zweiten Seite dieser Fragestellung werden wir uns besonders im Abschnitt 1.4. zuwenden.

Eine für unsere Konzeption bedeutsame Fragestellung ist die nach der Rolle der Sprache in Hinsicht auf die „Verwandlung“ des Physischen in das Psychische, die Transformation der materiellen Prozesse des Nervensystems in die „ideellen“ Prozesse des Denkens.

Im bereits Gesagten wird deutlich, daß von einigen marxistischen Autoren die individuellen neurophysischen Prozesse gegenüber der Betonung des gesellschaftlichen Charakters aller Bewußtseinsprozesse vernachlässigt werden, was sich u. E. gerade auch darin ausdrückt, daß die Sprache als Existenzform des Gedanklichen überhaupt betrachtet wird. Zweifellos ist Sprache – im weitesten Sinne – die wesentliche Existenzform des objektivierten Ideellen, d. h. des Intersubjektiven, über die Psyche des Individuums Hinausreichenden. Die Betonung vor allem dieser Prozesse ist nicht nur aus dem inneren Zusammenhang von Arbeits-, Erkenntnis- und Kommunikationsprozessen – wie er im nächsten Abschnitt umfassender dargestellt werden

soll – verständlich, sie ist zugleich auch Ausdruck für die Schwierigkeiten der Dechiffrierung der neuronalen Prozesse, Ausdruck der noch immer ungenügenden Methoden zur Erfassung des Innersubjektiven, das gegenwärtig noch nur durch die Selbstäußerungen des Individuums direkt bzw. durch seine Handlungen und Aktionen indirekt zugänglich ist.

In der neueren sowjetischen Literatur dazu wird betont, daß das Verhältnis des Bewußtseins zur Tätigkeit des Gehirns, d. h. das psychophysische Problem, bisher sehr wenig ausgearbeitet sei³¹ und nunmehr verstärkt auf das Interesse von Philosophen, Neurophysiologen, Psychologen und Linguisten stößt.

Morosow und Stempurski nennen 3 Standpunkte, die besonders in der philosophischen Literatur vertreten werden:

„1. Das Psychische und das Physische werden als materielle Prozesse charakterisiert.

2. Das Psychische wird im Vergleich zum Physischen als höhere Ebene der Gehirntätigkeit angesehen.

3. Das Psychische erscheint als Eigenschaft einer bestimmten Klasse physiologischer Prozesse“ [533, 499].

Sie betonen u. E. richtig, daß die erste Auffassung letztlich Vulgärmaterialismus ist³², während gegen den zweiten Standpunkt einzuwenden sei: „Wenn das Bewußtsein als etwas angesehen wird, das über den neurophysiologischen Prozessen steht und auf Grund seiner sozialen Natur nicht aus ihnen abgeleitet werden kann, dann kommt es zu einer Trennung des Bewußtseins von den Mechanismen der Nerventätigkeit“ [533, 499].

Wir stimmen mit Morosow und Stempurski überein, daß vor allem der dritte Standpunkt geeignet ist, eine Grundlage zur Lösung dieses Problems zu geben, auch wenn noch keine Lösung vorliegt.

Die Interpretation des Ideellen als Funktion materieller neuronaler Prozesse macht deutlich, daß das Ideelle, der Gedanke, Existenz hat durch eben diese neuronalen Prozesse und daß nicht aus dem Satz, daß das Ideelle nicht an sich existiert, sondern immer gebunden an materielle Vorgänge, gefolgert werden muß, daß der Gedanke, um Existenz zu gewinnen, in Form der Sprache auftreten müsse. Der Ausdruck „materielle Existenzform“ ist, wenn man Sprache nicht nur als System materieller Zeichenkörper interpretiert, darum nur sinnvoll anzuwenden auf die intersubjektive Kommunikation, nicht aber auf die innersubjektiven Denkprozesse, wie z. B. auch Rubinstein feststellt, wenn er formuliert, daß die Sprache „Existenzform des Bewußtseins für den anderen“ sei [661, 505].³³

Nicht unbeachtet soll bleiben, daß unter „Sprache als Existenzform des Denkens“ – also ohne das Attribut „materiell“ – auch verstanden werden kann, daß das Denken der Sprache gewissermaßen als logischer Form – die

dabei im Sinne einer „inneren“ Sprache, also als ein Ideelles begriffen wird – bedarf. Doch das ist ein anderer Sachverhalt als der bisher reflektierte und soll erst später näher untersucht werden.

Wir müssen nochmals auf die von Narski formulierte Antinomie zurückkommen. Narski formulierte, daß die Bedeutung sich sowohl im Zeichen als auch im Interpreten befindet und zugleich nicht befindet. Zweifellos ist die Bedeutung ein Ideelles, Gedankliches, und das Ideelle existiert letztlich immer nur im menschlichen Subjekt als Funktion materieller, innersubjektiv existierender neuronaler Prozesse, des eigentlichen materiellen „Trägers“ des Ideellen im Individuum. Zieht man daraus den Schluß, daß darum das sprachliche Zeichen, also das, was intersubjektiv austauschbar ist, als Laut, Graph usw. interpretiert werden müsse, seine Bedeutung aber als ein Ideelles immer innersubjektiv existent sei³⁴, so verabsolutiert man das menschliche Individuum als Einzelperson, reißt Individuum und Gesellschaft auseinander. Die Dialektik von Individuum und Gesellschaft erweist sich als so gravierend, daß diesem Problem ein eigener Abschnitt gewidmet werden soll. (Vgl. Abschnitt 1.3.)

Die Mehrzahl der marxistischen Autoren betonen den ausgesprochen dialektischen Charakter des Verhältnisses zwischen Denken und Sprache und billigen beiden – bei relativer Übereinstimmung – auch eine relative Selbständigkeit zu, wobei das Denken, die Widerspiegelung der objektiven Realität als Ergebnis der praktischen Tätigkeit des Menschen, primär gegenüber der Sprache, dem wesentlichen Mittel der Verständigung und der gesellschaftlichen Fixierung des Ideellen, ist. Dieser Sachverhalt wurde in den letzten Jahren besonders rege in der sowjetischen Literatur diskutiert, wobei sich die Auffassung weitgehend durchgesetzt hat, die von der Nichtidentität der beiden Erscheinungen Sprache und Denken ausgeht. So schreiben z. B. die Autoren des unter der Leitung von B. A. Serébrennikov von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR herausgegebenen ersten Bandes der „Allgemeinen Sprachwissenschaft“ (Berlin 1973¹, 1975²), daß es sich bei der Korrelation zwischen Denken und Sprache „um zwei ihrem Wesen nach verschiedenartige Phänomene, von denen jedes seinen Inhalt, seine Form, seine Struktur, seine Elemente und Gesetze der Funktionsweise hat“ handele (S. 85).

Panfilow [582] weist umfassend nach, daß die Beziehungen zwischen Sprache und Denken kaum exakt beschreibbar sind, wenn man nicht stärker zwischen den verschiedenen Ebenen differenziert, wobei er besonders umfangreich auf die Unterschiede der logischen Struktur des Denkens und der grammatischen der Sprache eingeht. Unsere Überlegungen haben uns zu einem ähnlichen Ergebnis geführt, was vor allem in den erheblich unterschiedlichen Auffassungen darüber sichtbar wurde, wie die „Einheit“ von Sprache und Den-

ken zu interpretieren sei, sowie in den unterschiedlichen Auffassungen über die Extension der Begriffe „Sprache“ und „Denken“.

Panfilow betont weiterhin, daß Sprache und Denken auch als dialektische Einheit jeweils eine relative Selbständigkeit besitzen, wobei das Denken gegenüber der Sprache die bestimmende Seite sei, obwohl gewisse Rückwirkungen der Sprache auf das Denken nicht zu leugnen seien. Eines seiner wesentlichen Argumente dafür ist die relative Einheitlichkeit des logischen Denkens bei allen Völkern gegenüber der Verschiedenheit ihrer Sprachen.

Auch Wygotski spricht von einer relativen Selbständigkeit beider: „Dieser Ablauf des Gedankens fällt nicht direkt mit der Entwicklung der Sprache zusammen. Beide Prozesse lassen eine Einheit, aber keine Identität erkennen. Sie sind durch komplizierte Übergänge und Umwandlungen miteinander verbunden, decken sich aber nicht.“ [866, 300].

Diese dialektische Interpretation der Einheit von Sprache und Denken hat sich in den letzten Jahren immer stärker durchgesetzt. Wie jedoch der interne Zusammenhang zwischen Sprache und Denken zu beschreiben sei, darüber herrscht eine große terminologische Unsicherheit und gibt es eine Vielzahl von Interpretationen.

1.1.3. Innere Sprache und inneres Sprechen

Vielfach wird nicht oder doch zumindest nur unzureichend differenziert zwischen dem Sprachgebrauch des Individuums, der sozialen Gruppe und der Gesellschaft.

Saussure hat in Bezug auf Sprache Wesentliches formuliert in der – heute bereits ausgeweiteten – Differenzierung von „Langue“ und „Parole“, was heute wohl kaum umstritten zum Gegenstandsbereich auch einer marxistischen Sprachauffassung gehört, bei aller notwendigen Kritik an der Gesamtauffassung Saussures.

Erkennen – und damit auch das Denken als die innersubjektive Seite des Erkenntnisprozesses – geschieht immer in konkreten, einzelnen Individuen als ebenso konkreter, einzelner Akt, auch wenn das Individuum bereits notwendig vergesellschaftet, d. h. nur in und durch Gesellschaft, durch die Beziehungen zu anderen Individuen existiert, und die individuellen Abbilder ebenso Produkte eines nicht ausschließlich individuellen, sondern weitgehend gesellschaftlich bestimmten Erkenntnisprozesses sind. Das Individuum hat sich jeweils eine Muttersprache angeeignet, wobei es das Gesamtsystem der jeweiligen Sprache individuell widerspiegelt. Das Sprachsystem und der Sprachbesitz des Individuums stehen gewissermaßen in einer Ganzes-Teil-Beziehung.

Der Sprachbesitz des Individuums, die „innere Sprache“, ist die durch die jeweilige Erkenntnis- und Erfahrungswelt des Individuums wie durch ein Prisma gebrochene Widerspiegelung des gesellschaftlich fixierten Systems der Sprache. Der individuelle „Sprachschatz“ wird aktualisiert im jeweiligen konkreten Sprechakt (parole), wobei das Individuum aus seinem Sprachspeicher jene Elemente entnimmt, die ihm geeignet scheinen, seine Gedanken einem anderen Individuum verständlich zu machen.

Es sind somit zwei Ebenen der Betrachtung, die uns entgegentreten: einerseits die Ebene der Relation zwischen Individuum und Gesellschaft, andererseits die Ebene der Beziehungen zwischen Objekt und Subjekt. Mit dieser Differenzierung ergeben sich aber einige bedeutsame Folgerungen:

Ist die „innere Sprache“ die subjektive (individuelle) Widerspiegelung der „äußeren Sprache“ im Sinne des gesellschaftlich fixierten Sprachsystems als vorgefundene Muttersprache, so ist sie – wie jedes Widerspiegelungsprodukt – *ideell*. „Innere Sprache“ als subjektive und ideelle Abbildung des Sprachsystems im Individuum ist dann keineswegs „materielle Existenzform“ des Denkens, sondern trägt selbst Abbildcharakter, und das Operieren mit diesen „sprachlichen“ Abbildern ist selbst Denken! Der Begriff der „inneren Sprache“ ist darum problematisch, geht ihm doch das Moment ab, das wesentlich die Natur der Sprache bestimmt: ihr materielles Formensystem.

Eine zusätzliche Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß nicht immer klar zwischen „Rede“ und „Sprechen“ unterschieden wird. Meist wird unter beiden die konkrete sprachliche Äußerung verstanden, die artikulierte Sprache, also – wenn schon zwischen „innerer“ und „äußerer“ Sprache differenziert werden soll – die „äußere“ Rede (Sprechen). Was wäre dann das „innere Sprechen“? Im Lehrbuch „Marxistische Philosophie“ wird entsprechend der Klauschen Konzeption der weitgehenden Identität von Sprache und Denken formuliert: „Das Denken beruht auf der sogenannten inneren Rede“ [505, 589]. Diese „innere Rede“ ist nicht analog zu „innerer“ und „äußerer“ Sprache als Widerspiegelung einer „äußeren“ Rede zu begreifen.

Das Individuum möchte einen Gedanken mitteilen. Es wählt aus seiner „inneren Sprache“, die hier als Kode auftritt, jene Elemente aus (Abbilder von Wörtern, Satzmodellen, Pattern usw.), die ihm zur „Beschreibung“ seines Gedankens am geeignetsten erscheinen und artikuliert sie entsprechend seinen ebenfalls gespeicherten Lautbildern und -modellen zur Rede, zum Sprechen und objektiviert sie somit.

Diese Modelle, nach denen das „äußere Sprechen“ gestaltet wird, haben wir bereits als „innere Sprache“ gekennzeichnet, es scheint nun keine Notwendigkeit zu bestehen, hier irgendwo von einem „inneren Sprechen“ auszugehen, nur weil im menschlichen Bewußtsein Relationen hergestellt werden zwischen Abbildern von Objekten, Abbildern von Bedeutungen (individuelle

Widerspiegelung der Semantik der gesellschaftlich fixierten Sprache) und Abbildern von Lauten bzw. Graphen (individuelle Widerspiegelung des gesellschaftlich fixierten Formenbestandes der Sprache).

Neben der Mitteilung für andere vermag das Individuum natürlich sich mit sich selbst zu unterhalten, z. T. als nichtlautliches, also stilles Sprechen, wobei obiger Vorgang vor der Artikulation abbricht.

Auch dieses „innere“ oder „stille“ Sprechen ist – wenn Sprechen als Äußerung in materiellen Formen bestimmt wird – nur bedingt als „Sprechen“ anzusehen. Im Grunde scheint es uns vielmehr ein Denken in Bedeutungen, ein Operieren mit Abbildern, ein Denken *in* Sprache (innere Sprache), nicht aber ein Sprechen.

Die Analogie zur Kommunikation zwischen zwei Subjekten gilt hier nur eingeschränkt, da der innere Dialog, das „innere Sprechen“ nicht einfach als Kommunikation eines Subjektes mit sich selbst verstanden werden kann, da Kommunikation immer das Transformieren von Gedanken eines Individuums in ein materielles Zeichensystem und die erneute Transformation aus diesem Zeichensystem in die Gedanken eines zweiten Individuums als die die Kommunikationssituation konstituierende Elemente umfaßt. Der innere Dialog bedarf dieses außerindividuellen materiellen Trägersystems nicht, Gedanken werden hier gegen Gedanken gesetzt. Das ist keine Verselbständigung des Ideellen, kein Dualismus zwischen sprachlichen Existenzformen (materieller Hülle) und Gedanke (ideellem Gebilde), wie Kuchling glaubt vermerken zu müssen³⁵, da dieses Ideelle als Funktion neuronaler Prozesse in diesen Prozessen eine ebenso gültige materielle Existenzform besitzt wie in den materiellen Zeichenkörpern (Formativen) bei der Kommunikation.

Andererseits verläuft, zumindest teilweise, dieser innere Dialog mehr oder weniger in „lautlos“ formulierten Sätzen, was wiederum den Ausdruck „inneres Sprechen“ gerechtfertigt erscheinen läßt. Aber verläuft alles Denken als „inneres Sprechen“, denn die Fragestellung zielte ja weniger darauf, ob es so etwas wie ein „inneres Sprechen“ gebe, als vielmehr darauf, daß Denken prinzipiell „inneres Sprechen“ sei? Tugarinow macht darauf aufmerksam, daß das begriffliche, das abstrakte Denken zwar immer Sprache einschließe, da die Worte (und die Begriffe, wie Tugarinow interessanterweise formuliert) die Ergebnisse der Denktätigkeit fixiere, daneben aber nicht-begriffliche Formen des Denkens, die dann auch ohne direkte Sprachbeteiligung verlaufen, angenommen werden müssen. Er wendet sich gegen eine Identifizierung besonders von „Denken“ und „Sprechen“, obwohl, wie er schreibt, „das Denken psychologisch und physiologisch gesehen, gewöhnlich von einer hörbaren oder einer ‚inneren‘, lautlosen Rede begleitet“ wird. Trotzdem habe diese „innere“ Sprache wenig mit der gewöhnlichen Sprache gemein; erst müsse man denken, dann sprechen, ja, „man kann denken, ohne zu sprechen“ [770, 322].

Für Tugarinow ist Denken keinesfalls ein „inneres Sprechen“ im gegebenen Sinne, wohl aber mit Sprache verbunden.

Die Konstituierung eines „inneren Sprechens“ im Sinne eines globalen „Denken *ist* Sprechen“ oder auch eines globalen „Sprachdenkens“ führt notwendig dazu, dieser „inneren Sprache“ eine Eigengesetzlichkeit gegenüber dem „äußeren Sprechen“ zuzubilligen, d. h. sie als wesentlich verschiedene Prozesse zu erfassen³⁶, da es evident ist, daß die inneren Prozesse, ob man sie nun Denken oder inneres Sprechen nennt, anders verlaufen als die (äußeren) sprachlichen Prozesse der Kommunikation. Auf solche Fakten, wie die wesentlich höhere Geschwindigkeit neuronaler Prozesse gegenüber dem artikulierten Sprechen, auf die Differenz zwischen Logik und Grammatik u. a. Probleme, wurde in der Literatur bereits genügend eingegangen, wie auch meist betont wird, daß das „innere Sprechen“ ein verkürztes, verdichtetes, fragmentarisches, nur zum Teil grammatisch strukturiertes Sprechen ist, wobei der Anteil der Sprachmotorik an den einzelnen Etappen des inneren Sprechens sehr unterschiedlich sein kann, aber als Basis des inneren Sprechens wohl generell beteiligt bleibt.

Zugestimmt werden kann den Untersuchungen von A. N. Sokolov [733], besonders aber [734], der den Bereich der inneren Rede, des inneren Sprechens in verschiedene Stufen mit zunehmender Verkürzung der (inner)sprachlichen Operationen einteilt. Auf der Basis dieser Differenzierung scheint uns eine Beschreibung der dialektischen Übergänge von „rein“ kognitiven Operationen zu „rein“ innersprachlichen Operationen im Sinne des inneren Sprechens möglich. Es könnte u. E. sinnvoll sein, auf dieser Grundlage zwischen innerem Sprechen und innerer Rede zu unterscheiden, wobei die innere Rede die im Gedankengang des Individuums relativ vollständige sprachliche Formulierung im Sinne des „stummen Sprechens“ sein könnte, bei der also die Sprachmotorik weitestgehend bereits aktualisiert wird, während das innere Sprechen das oben gekennzeichnete verkürzte, fragmentarische, nur partiell von sprachmotorischen Aktionen begleitete innere Sprechen wäre.

Da hier nur auf die philosophisch relevante Fragestellung nach dem Verhältnis von „äußerer“ zu „innerer“ Sprache näher eingegangen werden soll, nicht aber primär auf den Anteil der inneren Sprache bzw. des inneren Sprechens bei Vorbereitung und Vollzug des Sprechaktes, muß auf eine Vielzahl interessanter Fragestellungen verzichtet werden, wie z. B. auf die denkökonomische Funktion der inneren Sprache und des inneren Sprechens, auf die Differenzierung der inneren Sprache in den „semantischen“, „akustischen“ und „optischen“ Teil und ihre Interrelationen u. a.

Evident scheint uns ferner, daß die „innere Rede“ bzw. das „innere Sprechen“ nicht – wie bei innerer und äußerer Sprache – als Widerspiegelung des äußeren Sprechens interpretiert werden können, und wo dies geschieht,

ist offensichtlich etwas anderes gemeint, wie z. B. bei Rubinstein, der mit „innerem Sprechen“ das meint, was wir weiter oben als „innere Sprache“, als individuellen Sprachbesitz bezeichneten.³⁷

Auch hier finden wir wieder eine begriffliche Unschärfe in Bezug auf Sprache und Sprechen und eine Unsicherheit darüber, was mit „innerem Sprechen“ gemeint ist. Darauf machte schon Wygotski aufmerksam, der zwischen drei verschiedenen Auffassungen von „innerer Sprache“ unterscheidet:

innere Sprache als verbales Gedächtnis;

innere Sprache als nicht ausgesprochene, stumme Sprache (Sprache minus Laut);

innere Sprache in einem sehr vagen Sinne, die alles umfaßt, was an (gedanklichen) Prozessen abläuft bis zum Augenblick des Sprechens [866, 270f.].

Die zuerst genannte Auffassung ist sehr eng mit der in unserer Terminologie „innere Sprache“ genannten Widerspiegelung des Sprachsystems durch das Individuum verbunden, da ja dieses interne Sprachsystem des Individuums sowohl ein „Speicher“ eigener Erfahrungen als auch der gesellschaftlich – im Sprachsystem – fixierten Erfahrungen der Menschheit bzw. der jeweiligen, dem konkreten Sprachsystem zu Grunde liegenden Gemeinschaft von Menschen, darstellt. Der Mechanismus dieser „Speicherung“ wird später, besonders im 3. Kapitel, darzustellen sein, nachdem die für das Verständnis dieses Prozesses nötigen theoretischen Vorleistungen sowohl von Seiten der Erkenntnistheorie als auch von Seiten der Bedeutungsforschung erbracht wurden.

Die zweite Auffassung wäre dann nach unserer Terminologie das „innere Sprechen“; beide Auffassungen sind miteinander verträglich, ergänzen einander, da sie jeweils verschiedene Sachverhalte erfassen.

Anders die dritte Auffassung, die auf einer anderen Ebene als die der beiden vorangegangenen Auffassungen liegt; sie findet sich als Konzeption vom „Sprachdenken“ z. B. bei Kirchgässner u. a., aber auch in der bei logisch orientierten Autoren vertretenen unilateralen Sprachkonzeption.

H. Hellmich und U. Esser unterscheiden nur zwei Auffassungen, wobei sie die für die „äußere“ Sprache geltende Unterscheidung von Langue und Parole auf die innere Sprache übertragen. So ergibt sich einerseits ein „langage intérieur“, als interiorisierter individueller Sprachbesitz des einzelnen Sprechers/Hörers, also das, was wir „innere Sprache“ nennen, was Wygotski „verbales Gedächtnis“ und F. Klix [383] „interne Sprachstruktur“ nennen, andererseits eine „parole intérieure“, die „Gesamtheit innersprachlicher Aktivitäten sowohl im kognitiven Geschehen als auch in der Konzipierung und Programmierung sprachlicher Handlungen“ [299, 130]. Hier fließen u. E. die bei Wygotski genannten Auffassungen zwei und drei zusammen. Die obigen kritischen Bemerkungen zur Auffassung drei scheinen

darum auch zumindest partiell hier zutreffend. H. Hellmich/U. Esser verweisen selbst darauf, daß hier zwei unterschiedliche Prozesse der Sprachverwendung vorliegen: einmal als „Verwendung sprachlicher Mittel im Denkprozeß, zum anderen im Sinne der Gesamtheit aller der Prozesse und Mechanismen, die für die Exteriorisation einer sprachlichen Intention unbedingt erforderlich sind“. [299, 130/131; vgl. ferner: 208; 383; 448; 746a].

Auf einer etwas anderen Ebene – und darum schwer vergleichbar – liegt die Differenzierung, die die Autoren der „Allgemeinen Sprachwissenschaft“ [17] vornehmen. Sie unterscheiden ein erkenntnismäßiges und ein kommunikatives Denken sowie bei der Sprache eine erkenntnismäßige und eine kommunikative Funktion.

Das erkenntnismäßige Denken wird dabei als Abbilden, Erfassen, Deuten der Dinge und Erscheinungen und das kommunikative Denken als „Verarbeitung von bereits Erkanntem, Bekanntem zu Informationen für andere, als kommunikative Umgestaltung bestimmter Kenntnisse“ [17, 314] gefaßt. Der Anteil der Sprache an diesen beiden Arten des Denkens wird unterschiedlich gewertet: das erkenntnismäßige Denken vollzieht sich auf der Grundlage der im Sprachsystem fixierten Bedeutungen, bedarf aber nicht unbedingt der (lautlichen oder graphischen) Redeform; für das kommunikative Denken wird dagegen ein unmittelbarer lautlicher oder graphischer Ausdruck notwendig. Interessant ist in diesem Zusammenhang die These P. J. Gal’perins [208] von den verschiedenen Etappen oder Stufen der Herausbildung geistiger Handlungen im Subjekt, bei der in der letzten Etappe, der abstraktesten Etappe, die Beteiligung der Sprache aufgehoben ist bzw. nur noch als verdeckte sprachliche Form, als verdeckte sprachliche Bedeutung existiert; die Bedeutungen werden zu Inhalten gedanklicher Operationen. Hier findet sich ein auch für unsere Konzeption wesentlicher Denkansatz: der dialektische Übergang von sprachlichen Bedeutungen zu erkenntnismäßigen Abbildern und umgekehrt.

Wir stimmen Wygotski zu, der von Denken und Sprache als von zwei sich überschneidenden Kreisen spricht, mit der Konsequenz, „daß zu einem gewissen Teil beide Prozesse zusammenfallen, nämlich im Gebiet des sogenannten sprachlichen Denkens“ [17, 104].

Mit dieser Bestimmung löst sich u. E. auch das Problem des „sprachfreien Denkens“ als ein Scheinproblem. Wenn Denken prinzipiell ein „inneres Sprechen“ ist, dann ist ein sprachfreies Denken unmöglich, es sei denn, man siedele dieses Denken im Sinne der platonischen Ideen außerhalb der denkenden (sprechenden) Individuen an. Dieser Standpunkt bedingt aber zugleich, dem „inneren Sprechen“ (= Denken) eine eigene, eben logisch-begriffliche Gesetzmäßigkeit zuzubilligen, die es vom „äußeren Sprechen“ unterscheidet. Der theoretische Gewinn ist unerheblich, da man im Grunde lediglich den

Begriff des Denkens durch den des „inneren Sprechens“ ersetzt. Wenn Denken und Sprache zwei unterschiedlich, wenn auch über weite Strecken sehr eng miteinander verwobene Prozesse sind, von denen jeder seine spezifischen Entwicklungs- und Bildungsgesetze hat, dann ist ein sprachfreies Denken als partieller Prozeß möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich. Der Streit darüber, ob es ein sprachfreies Denken gebe oder nicht, ist somit ein Streit über die Bestimmung von Sprache und Denken.

Der Terminus „inneres Sprechen“ scheint uns nur sinnvoll in Hinsicht auf einige Teile des Denkprozesses, nicht aber in bezug auf den Gesamtprozeß. Es scheint uns ebenso sinnvoll, genauer zwischen innerer Sprache und innerem Sprechen zu differenzieren, möglicherweise sogar noch zwischen innerem Sprechen und innerer Rede. Wygotski sagt sehr deutlich, daß er unter „innerer Sprache“ ein „mit Worten verbundenes Denken“ (hervorgehoben durch Verf.) verstehe. „Die innere Sprache ist in beträchtlichem Maße ein Denken mit reinen Bedeutungen“ [866, 300], und er siedelt sie „zwischen dem Wort und dem Gedanken“ an. Innere Sprache ist demnach nicht identisch mit dem Denken, sondern ist die Vermittlung der beiden sich in einem dialektischen Gegensatzverhältnis befindlichen Prozesse des Denkens und der Sprache.

Es erscheint uns sinnvoll, um die Übergänge, die Verwandlung des einen in das andere – bei gleichzeitigem Entgegensetzen und Sich-Ausschließen – einsichtiger zu machen, von verschiedenen Formen und Ebenen des Denkens zu sprechen, soweit sie für den Zusammenhang von Sprache und Denken relevant sind.

Rubinstein unterscheidet z. B. zwischen drei Grundformen des Denkens: dem „abstrakt-theoretischen“, dem „anschaulich-bildhaften“ und dem „anschaulich handelnden“ Denken, letzteres als Elementarform des „praktischen“ Denkens. [661, 453ff.].

Sie sind als Formen zu verstehen, die theoretisch aus dem Gesamtprozeß des Denkens herausgelöst werden, da sie jeweils bestimmte, bestimmende Elemente, Seiten, Momente charakterisieren; sie sind keinesfalls als Stufen, als aufeinanderfolgende Prozesse zu interpretieren.

Dabei lassen sich, in Weiterführung des Gedankens von der Differenzierung von erkenntnismäßiger und kommunikativer Art des Denkens [vgl. 17], zwei Ebenen oder Gruppen unterscheiden:

Erstens die Erkenntnisebene, auf der uns einerseits als Form des Denkens das *sinnlich-konkrete* (nach Rubinstein „praktische“) Denken, das wesentlich auf Erfahrungen sich stützende, stark mit emotionalen Elementen durchsetzte Denken entgegentritt, das u. E. – wobei wir den Intentionen sowohl Rubinsteins als auch Wygotskis folgen – nicht unbedingt sprachlich verlaufen muß. Die Produkte dieses Denkens sind individuelle Abbilder, mehr

oder weniger durch die Subjektivität des betreffenden Individuums individuell geprägt. Sie erfordern primär noch keine „innere Sprache“, das Operieren mit diesen Abbildern erfordert ebenso noch nicht zwingend ein „inneres Sprechen“.

Es liegen bereits eine Reihe von Experimenten vor, die mit einer hohen Wahrscheinlichkeit die Existenz von nichtsprachgebundenen Denkprozessen, die z. T. schon über die sinnlich-konkreten Formen hinausgehen und den Bereich der empirischen Erkenntnis erfassen, nachweisen, vorausgesetzt natürlich, daß nicht alle kognitiven Prozesse als Sprachprozesse erklärt werden, wie in der oben bei Wygotski an dritter Stelle genannten Auffassung von „innerer Sprache“.

So berichten z. B. Weigl und Metzke [808] über experimentelle Untersuchungen an gehörlosen Kindern, bei denen gezeigt werden konnte, „daß ein bestimmter Grad abstrakt-begrifflichen Denkens selbst unter den Bedingungen des totalen Fehlens des Wortverständnisses und der expressiven Sprache erreicht werden kann.“³⁸ Die ausführlich beschriebene Versuchsanordnung macht deutlich, daß es sich tatsächlich um ein Operieren mit abstrakten Abbildern („begriffliches Denken“ bei Weigl/Metzke) handelt und nicht um eine schon aus zahlreichen Tierversuchen bekannte Dressur nach der trial-and-error-Methode. Weigl/Metzke waren sich der Problematik, die sie mit ihrer These vom „nicht sprachgebundenen begrifflichen Denken“ aufwarfen, voll bewußt, als sie ihre Experimente an den Gehörlosenschulen in Dresden, Budapest und Vác begannen. „Der Nachweis der Existenz nicht sprachgebundenen begrifflichen Denkens läßt sich unmittelbar nur bei solchen menschlichen Individuen erbringen, bei denen überhaupt keine Form des Spracherwerbs stattgefunden hat. Da jedoch beim normalen Kleinkind die Entwicklung des begrifflichen abstrakten Denkens in ständiger Wechselwirkung mit der Erlernung der Muttersprache vor sich geht, stellt die getrennte Untersuchung dieser beiden Funktionen ein schwer lösbares Problem dar. Daher schien uns zur Verifizierung der Hypothese von der Möglichkeit nicht sprachlicher Objektivierungen begrifflicher Zusammenhänge ausschließlich das Studium von nicht debilen Kindern geeignet, bei denen altersgemäß eine gewisse Fähigkeit zu abstrakt begrifflichen Denkoperationen zu erwarten ist, die jedoch infolge angeborener oder sehr früh erworbener Gehörlosigkeit über keinerlei expressives und rezeptives Sprachvermögen verfügen“ [808, 1].

Erst in einer solchen Ausnahmesituation ergibt sich überhaupt die Möglichkeit, an die individuellen kognitiven Vorgänge außerhalb des Sprachlichen heranzukommen, da sonst, wie schon aufgewiesen wurde, jeder Aufschluß über diese internen kognitiven Prozesse immer über die sprachlichen Äußerungen des Individuums geht.

Auch Lenneberg berichtet von ähnlichen – allerdings an der Sprachentwicklung des Kleinkindes erprobten – empirischen Forschungen, die erbrachten, „daß die bisher untersuchten kognitiven Prozesse von den Besonderheiten irgendeiner natürlichen Sprache weitgehend unabhängig sind und daß zu einem gewissen Grad kognitive Fähigkeiten sich auch ohne jede Kenntnis von Sprache entwickeln können. Das Umgekehrte trifft nicht zu; ...“ [443, 444; vgl. auch 444].

Besonders bei Lenneberg macht sich allerdings ein ungenügendes Eingehen auf die Gesellschaftlichkeit auch der individuellen kognitiven Prozesse deutlich, obwohl er durchaus die Rolle der Sprache für die Herstellung sozialer Kontakte erkennt. Es sei hier nur angedeutet, was später noch dargestellt werden soll: Diese individuellen Abbilder enthalten nicht allein nur individuelle Widerspiegelungselemente, da auch der individuelle Widerspiegelungsprozeß immer bereits ein gesellschaftlicher ist. Da das Individuum nur in der Gesellschaft tätig sein kann, gehen in das individuelle Abbild auch gesellschaftlich relevante Elemente ein. Sie sind die Grundlage dafür, daß bei einer Kommunikation über diese Abbilder sich der Empfänger ein ähnliches individuelles Abbild aufzubauen vermag, unabhängig davon, ob das widerspiegelte Objekt anwesend ist oder nicht. Das erfordert aber, daß aus dem individuellen Abbild die Bedeutung eines Wortes wird. Doch damit wird bereits die Ebene der Erkenntnis verlassen.

Die andere Form des Denkens auf dieser Ebene ist das *begrifflich-abstrakte, rationale Denken*, das logische Operieren mit abstrakten Abbildern.

Hier ist es evident, daß diese Form des Denkens ohne Sprache in Form der „inneren“ Sprache – wenn wir beim Individuum bleiben, – nicht möglich ist. Wobei u. E. die natürliche Sprache Voraussetzung, nicht aber unabdingbares Element dieser Denkprozesse darstellt, da beliebige Zeichensysteme die gleiche Funktion auszuüben imstande sind. Aber: Diese Form des Denkens bedarf der Sprache, es ist jedoch keine Sprache, da sonst an die Stelle der dialektischen Einheit die Identität von (rationalem) Denken und Sprache treten würde. Auch darauf wird an anderer Stelle noch einzugehen sein.

Die zweite Ebene oder Gruppe ist die der Kommunikation oder besser: die der auf die Kommunikation gerichteten Formen des Denkens. Eine – gegenwärtig nur theoretisch zu isolierende – Form des Denkens ist das Operieren mit Abbildern von Zeichen, mit Abbildern von Bedeutungen, wobei die ihnen zugeordneten Formative gewissermaßen als Kürzel, als „Merkzeichen“ auftreten. Es ist der Bereich, der bei Pavlov als 2. Signalsystem gekennzeichnet wird, der Bereich dessen, was Wygotski das „sprachliche Denken“ nennt. Voraussetzung ist hier die „innere Sprache“, d. h. der Sprachbesitz des Individuums. Die Schwierigkeit der genaueren Bestimmung

dieser Form und ihrer inneren Gesetzmäßigkeiten liegt vor allem darin begründet, daß es außerordentlich schwer fällt, genau zu sagen, wann ein Operieren mit Abbildern von Objekten und wann ein Operieren mit Abbildern von – gesellschaftlich fixierten – Bedeutungen von Wörtern, die die gleichen Objekte bezeichnen, vorliegt. Diese beiden Formen des Denkens – des Operierens mit Abbildern von Objekten bzw. mit individuellen Abbildern von (gesellschaftlichen) Bedeutungen – gehen ständig ineinander über: es ist der Prozeß der Vergesellschaftung der individuellen Abbilder durch die Sprache, ein Prozeß, der sich nicht nur im Kommunikationsprozeß realisiert, indem individuelle Gedanken über das Zeichensystem der natürlichen Sprache transformiert werden, sondern der sich auch im Subjekt selbst vollzieht, in der ständigen Konfrontierung der individuellen Abbilder – mit all ihren subjektiven Abweichungen – mit den im Gedächtnis gespeicherten Bedeutungen des gesellschaftlich fixierten Systems der jeweiligen natürlichen Sprache [vgl. auch 474].

Auf den Mechanismus der Vergesellschaftung wird im 3. Abschnitt ausführlicher eingegangen. Diese Abbilder von Bedeutungen im Sinne des im Gedächtnis gespeicherten individuellen Sprachschatzes gehören durchaus noch der Objektsprache an.

Auf andere Probleme soll später noch eingegangen werden, wie z. B. darauf, daß diese gespeicherten Bedeutungen – da sie ja immer einer Einzelsprache angehören – eine aktive Rolle bei der Formung der gesellschaftlichen Abbilder spielen, da das Wissen, die Erkenntnisse über ein Objekt, jeweils mit einzelsprachlichen – meist muttersprachlichen – Bedeutungen konfrontiert werden und die historisch gewachsene Gliederung z. B. des Wortschatzes (Wortfelder) ebenso wie die jeweilige Grammatik mit ihren unterschiedlichen Satzstrukturen bewirken, daß das erkenntnistheoretisch letztlich universelle Abbild in eine einzelsprachliche Form „gegossen“ werden muß.

So schwierig die Trennung des begrifflich-logischen Operierens vom semantisch-grammatischen Operieren in den konkreten Denkprozessen ist, so wichtig ist sie andererseits, um die Nichtidentität von Sprache und Denken ebenso wie ihre dialektische Einheit sichtbar werden zu lassen.

Eine weitere Form des Denkens, die von der eben genannten Form des Sprachdenkens unterschieden werden sollte, ist das stille Sprechen im Sinne eines inneren Dialoges bzw. als Denken in ausgebildeten und ausformulierten Sätzen, die „still“ vor sich hin gesprochen werden. Allein hier scheint uns der Terminus „inneres Sprechen“ sinnvoll zu sein.

Das Denken umfaßt mindestens diese vier Formen, wobei sich in jeder dieser Formen der Zusammenhang mit der Sprache anders äußert, fakultativ oder obligatorisch ist, diese oder jene Seite der Sprache stärker erfaßt.

Nachdem deutlich wurde, daß das Verhältnis von Sprache und Denken eine

detaillierte Analyse notwendig macht, da globale Aussagen entweder zu nichtssagend sind oder zu falschen Konsequenzen führen, soll in den folgenden Abschnitten auf einige weitere, besonders erkenntnistheoretische Prämissen eingegangen werden.

1.2. Arbeits-, Erkenntnis- und Kommunikationsprozeß

In der bisherigen Untersuchung erwies es sich als recht schwierig, die Beziehungen zwischen Sprache und Denken zu beschreiben, wobei zur Komplexität dieser Beziehungen noch die z. T. erheblichen Differenzen in der begrifflichen Fixierung der beiden Bereiche Denken und Sprache kamen. Die Möglichkeit einer genaueren Bestimmung scheint uns gegeben, wenn man versucht, den Marxschen Denkansatz bei der Bestimmung der menschlichen Wesenskräfte auf unseren Gegenstand zu extrapolieren.

Wohl in keiner Monographie zu Problemen der marxistisch-leninistischen Sprachtheorie fehlen die Sätze aus der „Deutschen Ideologie“ von der Sprache als der unmittelbaren Wirklichkeit des Gedankens [499, 432] und der Sprache als dem praktischen, auch für andere Menschen existierenden wirklichen Bewußtsein. [499, 30]

Růžička [669] verweist darauf, daß die Sprachwissenschaft bislang die unbestrittene kognitive Funktion der Sprache mehr deklariert als erklärt habe³⁹, und die bereits behandelten Unsicherheiten und begrifflichen Unexaktheiten in der Darstellung des Verhältnisses von Sprache und Denken bestätigen das – und Neubert schreibt, daß die Interpretation der Marxschen Sätze erfordert, was nicht immer in ausreichendem Maße getan werde, sie stärker in ihren Zusammenhang mit dem Marxschen Gesamtwerk zu sehen [557, 35].

Das Anliegen von Marx/Engels war nicht primär das Aufweisen des Verhältnisses von Sprache und Denken, und es findet sich bei ihnen auch keine globale Fixierung des Denkens als Sprachdenken, etwa um einer idealistischen Verselbständigung der Ideen entgegenzuwirken, sondern der Nachweis daß die Ideen, der „Geist“, von „vornherein den Fluch an sich (hat), mit der Materie ‚behaftet‘ zu sein, die hier in der Form von bewegten Luftschichten, Tönen, kurz der Sprache auftritt.“ [499, 30] Wie Neubert überzeugend nachweist, geht es Marx/Engels um die Auflösung der scheinbaren Selbständigkeit der Ideen in der bürgerlichen Ideologie, in der die Gedanken als Worte ihren eigenen Inhalt haben, der eine eigene Wirklichkeit vormacht oder vor spiegelt [557, 39].

In ihrer Ideologie-Kritik, der Kritik am „falschen Bewußtsein“, an der verzerrten, weil bourgeoisen, auf den Kopf gestellten Widerspiegelung der

gesellschaftlichen Verhältnisse⁴⁰ bei Stirner und Co., in der die „Begriffe als mysteriöse Mächte gelten“⁴¹, die ein selbständiges Eigenleben führen, „da er (Bauer; d. Verf.) mit allen Philosophen und Ideologen die Gedanken, Ideen, den verselbständigten Gedankenaustausch der bestehenden Welt für die Grundlage dieser bestehenden Welt versieht“ [499, 83], kommen Marx und Engels immer wieder darauf zurück, daß „das ganze Problem, vom Denken zur Wirklichkeit und daher von der Sprache zum Leben zu kommen, nur in der philosophischen Illusion existiert, d. h. nur berechtigt ist für das philosophische Bewußtsein, das über die Beschaffenheit und den Ursprung seiner scheinbaren Trennung vom Leben unmöglich klar sein kann.“ [499, 435] Weder die Gedanken noch die Sprache bilden für sich ein eigenes Reich, sie sind nur Äußerungen des wirklichen Lebens. [499, 433] Die verdrehte Sprache der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Philosophen gaukelt diesen eine vom wirklichen Leben der Menschen getrennte Welt der Ideen, der ehernen Ideale vor. Marx/Engels geht es um die Auflösung dieser Verselbständigung von Denken und Sprache, ihrer Loslösung vom wirklichen Lebensprozeß. Die für uns wesentliche Aussage ist, daß sowohl Denken als auch Sprache „nur Äußerungen des wirklichen Lebens“ sind.

In der Arbeit, „worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt“ [503, 192], tritt der Mensch der Natur gegenüber, setzt sich ihr als ein anderes, ein bewußtes Subjekt entgegen, doch nicht als geistiges Wesen – denn der „Geist“ allein bewirkt gar nichts – sondern als natürliches Wesen, „er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber.“ [503, 192] Wobei bemerkt werden soll, daß hier „Natur“ als Gegensatz zu „Geist“ gefaßt ist und nicht als Gegensatz zu Gesellschaft, denn der Mensch tritt der Natur nicht als ein vereinzelt, sondern immer als ein vergesellschaftetes Individuum gegenüber, ist für ihn doch die Gesellschaft nichts anderes als „das Zusammenwirken mehrerer Individuen“ im praktischen Lebensprozeß [499, 30]. „Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eigenes Leben brauchbaren Form anzueignen“ [503, 185]. Erst durch die praktisch-gegenständliche Tätigkeit vermag der Mensch sich der Natur entgegenzustellen, erst hier ergibt sich die Notwendigkeit eines „Bewußt-Seins“, und dieses Bewußtsein ist „zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit und den materiellen Verkehr der Menschen, Sprache des wirklichen Lebens“, ist noch „direkter Ausfluß ihres materiellen Verhaltens.“ [499, 26]

Einerseits ist der Mensch selbst mit all seinen Wesenskräften eine Naturkraft, doch indem er gerade als Naturkraft auf die Natur einwirkt und sie verändert, wird er zugleich ihr Gegenteil, ein bewußtes Wesen. „Was aber

von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell, vorhanden war.“ [503, 193]

Diese Fähigkeit zur ideellen Widerspiegelung der objektiven Realität, die hier als geistige Vorwegnahme des Arbeitsergebnisses auftritt, erscheint einmal als Produkt des Arbeitsprozesses, zum anderen als seine Voraussetzung.

Marx löst diesen scheinbar unauflösbaren logischen Widerspruch durch die dialektische Vermittlung der beiden Gegensätze: Die Fähigkeit zur geistigen Vorwegnahme des Arbeitsergebnisses ist dem Menschen nicht a priori gegeben, als Naturwesen setzt er sich auch *natürlich* mit seiner Umwelt auseinander, d. h. er verhält sich praktisch zu ihr.⁴²

Im Prozeß der praktisch-gegenständlichen Aneignung der Wirklichkeit, die für Marx/Engels nicht schlechthin nur eine notwendige Bedingung für die Herausbildung und Existenz der menschlichen Gesellschaft ist, sondern die zusammenfällt mit der menschlichen Tätigkeit überhaupt, die begriffen werden muß als Lebensäußerung der Menschen [vgl. 501], entwickeln sich notwendig neue Formen der Auseinandersetzung: die theoretische, bewußtseinsmäßige Aneignung der Wirklichkeit (Erkenntnisprozeß) und die Verständigung der Individuen untereinander, die sprachliche „Aneignung“ der Wirklichkeit (Kommunikationsprozeß).

Über den Zusammenhang dieser drei Prozesse, die in ihrem wechselseitigen Aufeinanderwirken die Qualität des Menschen wesentlich bestimmen, sagt Marx in seinen „Randglossen zu A. Wagners Lehrbuch der politischen Ökonomie“ [502, 362ff.]; „... bei einem Professoralschulmeister sind die Verhältnisse der Menschen zur Natur von vornherein nicht *praktische*, also durch die Tat begründete Verhältnisse, sondern *theoretische*... Aber die Menschen beginnen keineswegs damit, 'in diesem theoretischen Verhältnis zu *Dingen der Außenwelt* zu stehen'. Sie fangen, wie jedes Tier, damit an, zu *essen*, zu *trinken* usw., also nicht in einem Verhältnis zu 'stehen', sondern *sich aktiv zu verhalten*, sich gewisser Dinge der Außenwelt zu bemächtigen durch die Tat, und so ihr Bedürfnis zu befriedigen. (Sie beginnen also mit der Produktion.)

Durch die Wiederholung dieses Prozesses prägt sich die Eigenschaft dieser Dinge, ihre 'Bedürfnisse zu befriedigen', ihrem Hirn ein, die Menschen wie Tiere lernen auch 'theoretisch' die äußeren Dinge, die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienen, vor allen anderen unterscheiden. Auf gewissem Grad der Fortentwicklung, nachdem unterdes auch ihre Bedürfnisse und die Tätigkeiten, wodurch sie befriedigt werden, sich vermehrt und weiterentwickelt haben, werden sie auch bei der ganzen Klasse diese erfahrungs-

mäßig von der übrigen Außenwelt unterschiedenen Dinge sprachlich taufen. Dies tritt notwendig ein, da sie im Produktionsprozeß – i. e. Aneignungsprozeß dieser Dinge – fortdauernd in einem werktätigen Umgang unter sich und mit diesen Dingen stehn und bald auch im Kampf mit anderen um diese Dinge zu ringen haben. Aber diese sprachliche Bezeichnung drückt durchaus nur aus als Vorstellung, was wiederholte Bestätigung zur Erfahrung gemacht hat, nämlich, daß den in einem gewissen gesellschaftlichen Zusammenhang bereits lebenden Menschen (dies der Sprache wegen notwendige Voraussetzung) gewisse äußere Dinge zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienen. Die Menschen legen diesen Dingen nur einen besonderen (generic) Namen bei, weil sie bereits wissen (sic!), daß dieselben zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienen, weil sie ihrer durch mehr oder minder oft wiederholte Tätigkeit habhaft zu werden und sie daher auch in ihrem Besitz zu erhalten suchen; sie nennen sie vielleicht 'Gut' oder sonst etwas, was ausdrückt, daß sie praktisch diese Dinge gebrauchen, daß diese Dinge ihnen nützlich, und geben dem Ding diesen Nützlichkeitscharakter als von ihm besessen, obgleich es einem Schaf schwerlich als eine seiner 'nützlichen' Eigenschaften vorkäme, daß es vom Menschen essbar ist.

Also: Die Menschen fingen tatsächlich damit an, gewisse Dinge der Außenwelt als Befriedigungsmittel ihrer eigenen Bedürfnisse sich anzueignen etc. etc.; später kommen sie dazu, *sie auch sprachlich* als das, was sie in praktischer Erfahrung für sie sind, nämlich als *Befriedigungsmittel ihrer Bedürfnisse* zu bezeichnen, als Dinge, die sie 'befriedigen'. Nennt man nun diesen Umstand, daß die Menschen solche Dinge nicht nur praktisch als Befriedigungsmittel ihrer Bedürfnisse behandeln, sondern sie auch in der Vorstellung, und weiter sprachlich als ihre Bedürfnisse, also *sie selbst 'befriedigende'* Dinge bezeichnen (...) nennt man dies, 'nach dem deutschen Sprachgebrauch', ihnen einen 'Wert beilegen', so hat man bewiesen, daß der allgemeine Begriff 'Wert' entspringt aus dem Verhalten der Menschen zu den in der Außenwelt vorgefundenen Dingen, welche ihre Bedürfnisse befriedigen, und mithin, daß dies der *Gattungsbegriff* von 'Wert' ist und alle anderen Wertsorten, wie z. B. der chemische Wert der Elemente, nur eine Abart davon.“

Der materielle Lebensprozeß, die praktisch-gegenständliche Aneignung, setzt die Gesellschaftlichkeit des Menschen, wobei Gesellschaft zuerst einmal nichts anderes als das Zusammenwirken der Menschen in diesem ihrem Lebensprozeß ist, die Kooperation ihrer Kräfte, die notwendig zu Kommunikationssituationen führt und so die Entwicklung von Sprache bedingt. Andererseits erfordert die Beherrschung der Naturkräfte im Produktionsprozeß zugleich die theoretische, erkenntnismäßige Aneignung der Wirklichkeit, und diese wiederum bedarf der Sprache (also neben der Kommu-

nikation) zur gesellschaftlichen Fixierung der Erkenntnisse, die zuerst in der Form von Erfahrungen vorliegen.

Erst der Arbeitsprozeß, die praktisch-gegenständliche Aneignung, und im Prozeß dieser Aneignung durch Wiederholung ähnlicher Erfahrungen die Erkenntnis, die, einmal gewonnen, dann dazu führt, daß der Mensch diese Erfahrungen auch auf weitere Prozesse ausdehnt, d. h. um seine Bedürfnisse zu befriedigen sich Ziele, Aufgaben stellt, wie er das Naturding zu seinen Zecken umformt, und schließlich die sprachliche Fixierung der gewonnenen Einsichten, so charakterisiert Marx die Prioritäten zwischen diesen drei Prozessen.

Es geht dabei keineswegs um die – außerordentlich undialektisch gestellte – Frage, was früher dagewesen sei, Denken oder Sprache, als vielmehr um die Kennzeichnung, daß beide erst aus dem wirklichen Lebensprozeß, letztlich dem Arbeitsprozeß, begreifbar werden und daß sowohl Denk- als auch Sprachprozesse abgeleitete Prozesse darstellen, wobei in diesem Sinne die Denkprozesse nicht aus den Sprachprozessen, wohl aber umgekehrt, abzuleiten sind. Dieser Gedanke einer relativen Selbständigkeit von Sprache und Denken bei Primat des Denkens, im ersten Abschnitt mehr vermutet als begründet, gewinnt jetzt an Aussagekraft.

Den von Marx genannten Vorgang, bei dem sich im Arbeitsprozeß dem Subjektiv bestimmte Eigenschaften der Dinge, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, durch ständige Wiederholungen einprägen, versuchten wir im vorangegangenen Abschnitt als „praktisches“ Denken zu beschreiben, ein Denken, das sicherlich auch ohne direkte Sprachbeteiligung abzulaufen vermag, wie es auch aus der Marxschen Analyse deutlich wurde. Erst die Notwendigkeit, diese Erfahrungen gesellschaftlich zu fixieren – eigentlich mit dem Ziel, sie, die Dinge, sich ganz zu eigen zu machen, sie von anderen auch für andere unterscheidbar zu machen – führt dazu, sie auch „sprachlich zu taufen“ (d. h. sie auf die Ebene der semantisch-grammatischen „Denkform“ zu heben).

Da die gewonnenen Erfahrungen solche sind, die ein Individuum zuerst für sich selbst gewinnt, in ihnen aber die den Dingen *objektiv* zukommenden Eigenschaften widerspiegelt werden – wie könnten sonst die Dinge tatsächliche Bedürfnisse auch real befriedigen – enthält jedes individuelle Abbild, jedes „Meinen“ schon einen mehr oder minder großen, im Idealfall alle Elemente des Objekts erfassenden Kern gesellschaftlicher Erfahrungen, unter der gegebenen Voraussetzung, daß jeder Arbeitsprozeß die Tat und Tätigkeit eines vergesellschafteten Individuums ist und allen Individuen – durch die gleiche Tätigkeit – die den Dingen *objektiv* zukommenden Eigenschaften widerzuspiegeln nicht nur möglich, sondern auch nötig ist.

Dieser Kern ist u. E. das, was potentiell in die Bedeutung eines Wortes

eingeht bzw. eingehen kann, da ja die Bedeutung eines Wortes – wie noch aufzuweisen sein wird – sein durchschnittlicher Gebrauch, d. h. eine kommunikative Invariante in allen vereinzelt Sprechakten ist (Dialog- bzw. Kontextbedeutung), die als gesellschaftliche Größe – unabhängig, ob die Bedeutung in Wörterbüchern festgehalten ist oder nicht – einmal objektiviert und in den Sprachschatz der betreffenden Sprachgemeinschaft als Systembedeutung eingegangen, dem einzelnen Individuum als vorgegebene Größe erscheinen muß, obwohl eigentlich nur in den Individuen, in ihrer „inneren Sprache“ als Kompetenzbedeutung bzw. als Meinung tatsächlich existent. Um diesen Prozeß voll einsichtig zu machen, bedarf es jedoch der Klärung weiterer Voraussetzungen, die in den folgenden Abschnitten vorgenommen werden soll.

Hier ist erst einmal festzuhalten, daß Arbeit, Denken, Sprache – wenn auch bei unterschiedlicher Priorität zueinander – sehr eng miteinander verbunden sind. Der Gedanke liegt nahe, sie als drei Momente des einheitlichen Prozesses der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt zu interpretieren, denen auch die gleichen Grundelemente zukommen.

Marx nennt im „Kapital“ die einfachen Elemente des Arbeitsprozesses: die Arbeit selbst, ihr Gegenstand und ihr Mittel [503, 193]. Über den Zusammenhang zwischen den einfachen Elementen des Arbeits- und des Erkenntnisprozesses liegt bereits eine Arbeit von Gößler vor [227]. Diese einfachen Elemente lassen sich – aufgrund der aufgewiesenen Zusammenhänge – auch im Kommunikationsprozeß nachweisen als die kommunikative Tätigkeit über bestimmte Gegenstände mit bestimmten sprachspezifischen Mitteln.

In der Arbeitstätigkeit werden materielle Produkte geschaffen durch die Veränderung des Arbeitsgegenstandes mit bestimmten Arbeitsmitteln.

Im Erkenntnisprozeß entstehen dagegen ideelle „Produkte“ über einen Gegenstand, der im Prozeß selbst unverändert bleibt.

Im Kommunikationsprozeß wiederum werden letztlich diese ideellen Produkte anderen Individuen zugänglich gemacht, werden sie damit sowohl individuell gespeichert als auch objektiviert, wobei ebenfalls der Kommunikationsgegenstand – als Bestandteil einer Kommunikationssituation – völlig unverändert bleibt.

Der Arbeitsprozeß hat seinen Antrieb in sich selbst, der Erkenntnisprozeß als letztlich daraus abgeleiteter Prozeß findet seinen Antrieb im Arbeitsprozeß, und der Kommunikationsprozeß wiederum – je nach Gegenstand – sowohl im Arbeitsprozeß als auch im Erkenntnisprozeß. Doch weist der Kommunikationsprozeß eine Besonderheit auf: er bewirkt auch soziale Kontakte, die z. B. für das Gelingen des Arbeitsprozesses außerordentlich wesentlich sind und bis zu einem gewissen Maße gesellschaftliche Beziehungen erst schaffen.

Während Arbeits- und Erkenntnisprozeß die materielle bzw. ideelle Vermittlung zwischen Objekt und Subjekt ist, tritt uns der Kommunikationsprozeß vor allem als Vermittlung zwischen Subjekten über Objekte entgegen.

Unsere Überlegungen führen uns zumindest zu dem Ergebnis, daß der Kommunikationsprozeß nicht aus sich selbst heraus begründet werden kann, nicht als selbständiger, isolierter Prozeß; er ist die notwendige Ergänzung sowohl und vor allem des Arbeitsprozesses als auch des davon abhängigen Erkenntnisprozesses:

Der Arbeitsprozeß erfordert wegen seiner Gesellschaftlichkeit notwendig die Kommunikation zwischen den Produzenten, er schafft einen großen Teil der Kommunikationsgegenstände, und er schafft Kommunikationssituationen.

Kommunikationsgegenstände sind ja weniger die Dinge an sich, die vom Menschen und seiner Tätigkeit isolierten Dinge der äußeren Natur, als vielmehr die durch die Tätigkeit des Menschen zum Objekt gewordenen Dinge, die er durch den ständigen „werktätigen Umgang“ mit ihnen zu sich und seinen Bedürfnissen in Beziehung setzt [vgl. 468].

Die Bezeichnung, der Prozeß der Benennung, ist so – wie Marx in seiner ausführlich zitierten Kritik an A. Wagner deutlich macht – weder die Gliederung der Welt nach einem vorgegebenen Sprachschema, kein „Wort der Welt“, wie dieser verabsolutierte Sprachbezug bei Weisgerber auftritt, es ist aber auch nicht schlechthin die Benennung einer an sich vorgegebenen und gegliederten Welt, in der die Dinge dem Menschen als vorgegebene Entitäten entgetreten, die er letztlich dann nur passiv aufzunehmen und sprachlich zu benennen hätte. Ganz unabhängig davon, daß dann die Erklärung der Nichtübereinstimmung der Gliederung bestimmter Gegenstandsbereiche in den verschiedenen Sprachen außerordentlich schwierig, wenn nicht sogar überhaupt nicht möglich wäre, ergibt sich daraus, daß die praktische, auf die Erreichung bestimmter Ziele, auf die Befriedigung der Bedürfnisse gerichtete menschliche Tätigkeit als die Vermittlung zwischen Mensch und Natur zu erfassen ist, daß die menschlichen Ziele und Zwecke selbst in die Erfassung und Erkennung der Dinge mit eingehen und die Benennung so immer die Benennung der durch menschliche Zwecke „veränderten“ Dinge und Beziehungen ist. Das soll im nächsten Abschnitt, da das für die Bestimmung der Leistung der Sprache bedeutsam ist, näher untersucht werden. Festzuhalten ist aber, daß aus dem Zusammenhang von Arbeitsprozeß und Kommunikationsprozeß die Kommunikationsgegenstände vor allem Ausdruck der praktischen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt sind. Ein Verweis sei allerdings noch gestattet: gerade in der Translation von einer Sprache in die andere erweist sich, daß in der Bedeu-

tung von Wörtern nicht einfach – als passiver Reflex – die Dinge an sich widergespiegelt werden, sondern daß eine ganze Reihe anderer Faktoren z. T. in die Bedeutung selbst eingehen, z. T. als Nebenbedeutung oder gar als emotionale Ladung usw. mitschwingen, die den Übersetzer zwingen, mehr zu tun als nur die Wörter einer Sprache durch die Wörter anderer Sprachen zu ersetzen.

Doch auch der Erkenntnisprozeß erfordert als sein notwendiges Element den Kommunikationsprozeß. Erkennen erfordert als gesellschaftlichen Prozeß den Austausch der Erkenntnisse – und nicht nur den Austausch fertiger Erkenntnisse, sondern vielmehr, um aus den Erfahrungen und Teilerkenntnissen der Einzelnen erst eine tatsächliche gesellschaftliche Erkenntnis zu gewinnen – und dieser Austausch wird erst möglich über ein materielles System, das sowohl objektiv, d. h. außerhalb des Bewußtseins und auch der Existenz des Einzelnen als gesellschaftliche Größe, existiert, als auch subjektiv zugleich als Tatsache des Bewußtseins dem Einzelnen verhaftet ist. Erst ein solches System – wie es sich z. B. in der natürlichen Sprache entwickelt hat, vermag zum Träger der für den Erkenntnisprozeß nötigen Informationen zu werden.

Diese Probleme sollen in ihrer erkenntnistheoretischen Relevanz näher untersucht werden.

1.3. Zu den Konstituenten und Determinanten des Abbildprozesses

1.3.1. Zum Abbildbegriff

Das Produkt des Erkenntnisprozesses ist das Abbild. Der Begriff „Abbild“ erfaßt alle sinnlichen und rationalen Formen, in denen die Außenwelt widergespiegelt wird; er ist damit eine grundlegende Kategorie der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie, die deutlich macht, daß die Bewußtseinsinhalte, die Ideen, die Gedanken des Menschen, Ergebnisse eines Widerspiegelungsprozesses sind, Abbilder eben von etwas, was außerhalb und unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existiert.

Der Abbildbegriff drückt so zugleich die materialistische Beantwortung der Grundfrage der Philosophie in Hinsicht auf den Erkenntnisprozeß aus, er ist untrennbarer Bestandteil der marxistisch-leninistischen Philosophie.

„Unsere Empfindungen für Abbilder der Außenwelt halten, die objektive Wahrheit anerkennen, auf dem Standpunkt der materialistischen Erkenntnistheorie stehen, das ist ein und dasselbe“ [441, 125].

Der philosophische Begriff „Abbild“ umfaßt keineswegs nur das, was z. B.

in der allgemeinen psychologischen Literatur unter „anschaulich-bildhaftem“ Denken dem „abstrakt-theoretischen“ Denken gegenübergestellt wird [661, bes. 453ff.], „Abbild“ ist nicht das sinnliche Bild (Spiegelbild) eines Gegenstandes, eines Dinges. Der Begriff „Abbild“ erfaßt die kausale Abhängigkeit der geistigen, ideellen Produkte des Erkenntnisprozesses von den widergespiegelten objektiv-realen Objekten.⁴³

Wir stellen den Abbildbegriff in den Mittelpunkt unserer Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Sprache und Denken, da u. E. nur er ein sinnvolles Korrelat zum Begriff der „Bedeutung“ sein kann.

Die Begriffe „Bewußtsein“ und „Denken“ liegen – wie bereits unter 1.1. sichtbar wurde – auf einer anderen Abstraktionsebene.

Abbild und Abgebildetes stehen in einer Widerspiegelungsrelation zueinander, die D. Wittich wie folgt bestimmt: „Und zwar wird eine Gegebenheit x' dann als Abbild einer Gegebenheit x gefaßt, wenn x' und x verschieden sind, x' abhängig von x existiert, x unabhängig von x' existiert und x' mit x (in bestimmter Hinsicht) übereinstimmt. Wenn zwischen einer Gegebenheit x' und einer Gegebenheit x jede dieser Relationen vorliegt, wird x' als 'Abbild' von x bezeichnet. . . . Eine Gegebenheit x' steht also dann in der Relation der Widerspiegelung zu einer Gegebenheit x , wenn folgendes zutrifft:

$$W(x, x') = \sim \text{Id}(x', x) \cap \text{Ab}(x', x) \cap \sim \text{Ab}(x, x') \cap \text{Üb}(x', x).$$

Dabei symbolisiert „W“ die Relation der Widerspiegelung, „Id“ die Identitätsrelation, „Ab“ die Relation des Abhängig-Existierens und „Üb“ die Relation der Übereinstimmung. Die Glieder einer Widerspiegelungsrelation bezeichnen wir wie folgt: den Vorgänger in einer Widerspiegelungsrelation nennen wir 'Abbild', den Nachfolger 'Urbild' oder 'Abgebildetes'. . . . Die für 'Abbild' häufig synonym gebrauchten Ausdrücke 'Widerspiegelung' oder 'Abbildung' gebrauchen wir ausschließlich zur Bezeichnung der genannten Relation, nicht aber zu der einzelner ihrer Glieder. Ferner wollen wir den Prozeß, durch den eine Gegebenheit x' in die Relation der Widerspiegelung zu einer Gegebenheit x tritt, 'Widerspiegelungsprozeß' nennen“ [841, 13].

Auf eine weitere mögliche Relation machen Kannegießer/Rochhausen in einer Analyse der Widerspiegelungsbeziehungen zwischen materiellen Systemen (also Widerspiegelung im weitesten Sinne, wie sie auch Wittich im Auge hat) aufmerksam: „ S_2 besitzt die Fähigkeit (auf Grund der strukturierten Organisation), das Widerzuspiegelnde zeitweilig 'aufzubewahren“ [362, 447]. Nun ist „Fähigkeit zur Aufbewahrung“ keine Relation, ließe sich wohl auch kaum ohne logischen Widerspruch in das Relationsgefüge Wittichs einbauen (die Behauptung „ x' vermag auch unabhängig von x zu existieren“ steht im logischen Widerspruch zur Behauptung „ x'

existiert abhängig von x “), und außerdem handelt es sich um eine Aussage über eine Eigenschaft eines der Glieder der Widerspiegelungsrelation, nicht um eine Aussage über die Relation selbst.

Diese Eigenschaft des widerspiegelnden Systems ist aber von besonderer Bedeutung, wenn das S_2 das menschliche Subjekt ist. Auf den menschlichen Widerspiegelungsprozeß übertragen hieße dies, daß das x' (Abbild) auch dann noch zu existieren vermag, wenn das an einem bestimmten Zeitpunkt widergespiegelte x (Abgebildetes) nicht mehr existiert. Dieser Gedanke ist in Hinsicht auf die Funktion der Sprache sehr bedeutsam und soll – ohne hier bereits auf damit verbundene Probleme einzugehen – zumindest notiert werden.

Das noch weitgehend offene Problem im genannten Relationsgefüge ist die Relation $\text{Üb}(x', x)$. Sie läßt verschiedene Möglichkeiten zu, wie diese Übereinstimmung des Abbildes mit dem Abgebildeten zu interpretieren sei. Die Frage nach der Art und Weise dieser Übereinstimmung ist durchaus bedeutsam, da sie zugleich die Grundlage für die marxistisch-leninistische Wahrheitstheorie legt, sind doch die wahren Aussagen eine Teilmenge der Abbilder.

Klaus nennt z. B. als mögliche Interpretationen der Relation $\text{Üb}(x', x)$ die Isomorphie bzw. Homomorphie von Abbild (A) und abgebildetem Objekt (O), die Strukturgleichheit beider, die Modellrelation (A als gedankliches Modell von O) und die Übereinstimmung im Sinne des mathematischen Abbildbegriffs. [381, 86].

Wie auch die Übereinstimmung interpretiert wird, wesentlich – und von allen marxistisch-leninistischen Erkenntnistheoretikern übereinstimmend hervorgehoben – ist die Übereinstimmung der gedanklich hergestellten Zusammenhänge im Abbild mit den wirklich bestehenden Zusammenhängen, Vorgängen, Wechselwirkungen [362, 455].

Es sei hier auf eine deutliche Differenz in den Abbildauffassungen von Wittich und Klaus verwiesen: Für Wittich kennzeichnet der Begriff „Abbild“ nur die *eine* Eigenschaft von Bewußtseins-elementen oder Bewußtseinsprozessen, nämlich Abbild von etwas in bezug auf etwas anderes zu sein. Bewußtseins-elemente sind so nicht Abbilder an sich oder überhaupt, sondern sie haben lediglich unter anderen Eigenschaften auch die Eigenschaft, Objekte – oder noch vorsichtiger formuliert – Gegebenheiten abzubilden. Wittich faßt so den Abbildbegriff wesentlich relational.

Klaus dagegen faßt den Begriff „Abbild“ wesentlich substantiell, gewissermaßen als Synonym für „Psychisches“, für „Bewußtseinsinhalt“, also nicht als Eigenschaft von Bewußtseins-elementen, sondern als Bewußtseins-element selbst.

Diese beiden Standpunkte ergeben sich u. E. aus dem unterschiedlichen

Herangehen an das Abbildproblem. Wittich geht es primär um die genauere Fixierung dessen, was „Abbild“ generell sei. Ausgehend davon, daß die Widerspiegelung eine allgemeine Eigenschaft der Materie sei, formuliert er diese *allgemeine* Widerspiegelungsbeziehung, in der das Abbild eine beliebige Gegebenheit x' ist, die zu einer anderen Gegebenheit x in einer bestimmten, durch die oben beschriebenen 4 Relationen vermittelten, Beziehung steht, unabhängig davon, welcher Natur sowohl x' als auch x sind, ob ideeller oder materieller, ob natürlicher oder technischer usw.

So kann natürlich die Eigenschaft, Abbild zu sein, nicht dem Bewußtseinsmäßigen, dem Kognitiven allein zukommen, wohl aber gilt diese allgemeine Widerspiegelungsrelation auch für Bewußtseins-elemente, aber eben nur in dem eingeschränkten Sinne, daß ihnen *auch*, d. h. unter anderen, die Eigenschaft der Widerspiegelung zukommt. Das Bewußtseinsmäßige muß daneben noch andere Eigenschaften aufweisen, die es von den anderen Widerspiegelungsbeziehungen, z. B. in der Technik oder der unbewußten Natur, unterscheidet.

Klaus dagegen bestimmt die für die Semiotik wesentliche Beziehung zwischen Zeichen (eigentlich Zeichenkörper, Formativ) und Gedanklichem. Er untersucht in diesem Zusammenhang nicht die Relation zwischen Abbild und Urbild, die ja tatsächlich als Relation, als Beziehung zwischen beiden bestimmt werden müßte, sondern die Relation zwischen materieller Seite des Zeichens und seiner ideellen, zwischen Zeichen und den anderen Faktoren der Zeichensituation. Diese Relationen sind ganz anderer Natur. Das Abbild tritt hier als Endglied einer Relation auf und nicht selbst als eine Eigenschaft von etwas in bezug auf etwas anderes. Bei Klaus tritt uns darum das Abbild seiner Form nach substantialisiert entgegen, eben als Synonym zu „Gedankliches“. In dieser Interpretation des Abbildes liegt eine gewisse Gefahr der Vereinseitigung. Klaus vermag nicht voll einsichtig zu machen, ob seine Semiotik eine *allgemeine* Zeichentheorie in dem Sinne sein soll, daß sie von Zeichen überhaupt handelt, unabhängig davon, ob diese Zeichen durch ein *bewußtes* Zeichensubjekt geschaffen, verwendet, benutzt werden, oder aber, ob sie eine *spezielle* Semiotik sein soll, also nur von solchen Zeichen handelt, die die Existenz von Menschen ins Kalkül zieht, in der das Zeichensubjekt ein bewußtes Wesen ist. Da seine vier semiotischen Relationen jedoch eigentlich nur die *spezielle* Semiotik umfassen (wie sollte sonst die Relation $R(Z, M)$ verstanden werden), tendiert Klaus zu einer solchen Auffassung bzw. zwingt er seinen Lesern zumindest den Gedanken auf, daß Nichtpsychisches nicht die Eigenschaft der Widerspiegelung besitze. Darauf wiesen in einem anderen Zusammenhang schon 1962 Stoljarov und Kannegießer hin.

Unser Anliegen ist nicht die Untersuchung der Widerspiegelungsrelation,

weder im Allgemeinen noch im Besonderen, aber auch nicht die Untersuchung der Zeichenproblematik. Wir wenden uns einem Teilgebiet der Zeichenproblematik zu: den Beziehungen zwischen *sprachlichen* Formativen (im Sinne von natürlichen Sprachen) und ihren Bedeutungen (die nur eine Teilklasse der Zeichen darstellen). Dieser stark eingeeengte Gegenstandsbereich zwingt uns auch, den generellen Abbildbegriff zu modifizieren.

Indem wir die allgemeine Abbildauffassung von Wittich unseren Überlegungen zu Grunde legen, fassen wir ebenfalls das Abbild als Glied einer Widerspiegelungsbeziehung. Wir wenden uns jedoch stärker dem *Produkt* dieser Beziehung, dem Abbild, zu. Da wir sowohl die Relationen zwischen Abbildern und Bedeutungen als auch die Relationen zwischen Bedeutungen und Formativen, zwischen Bedeutungen und bezeichneten Objekten, zwischen materiellen Formativen und ihren ideellen Widerspiegelungen usw. untersuchen, also ein ganzes Netz von Relationsbezügen, in denen die Eigenschaft von Bewußtseins-elementen, etwas anderes widerzuspiegeln, also das Abbild, selbst als Glied eines *anderen* Relationsgefüges auftritt, werden wir durch die innere Logik der Problemstellung mehr oder weniger gezwungen – soll zumindest das Ausgesagte noch verständlich bleiben – das Abbild als eine Bewußtseinstatsache gewissermaßen substantiell zu behandeln. Die weitere Analyse der Abbilder und der Bedeutungen, das Auffinden ihrer einfachsten Elemente brächte sonst erhebliche methodische Schwierigkeiten.

Die Eigenschaft, Abbild von etwas und in bezug auf etwas zu sein, tritt in unseren Untersuchungen nur als Eigenschaft *bewußter* Prozesse, d. h. als Eigenschaft von Bewußtseins-elementen, auf. Diese Bewußtseinsprozesse haben nicht nur ganz allgemein die Eigenschaft abzubilden, so wie in Wittichs vier Relationen dargestellt, sondern sie bringen als Ergebnis dieser Eigenschaft auch etwas hervor: Bewußtseinsinhalte. Diese Bewußtseinsinhalte als Produkt der Fähigkeit des menschlichen Nervenapparates – als Teil der Natur – zur Widerspiegelung nennen wir Abbild.

Abbilder treten in den verschiedensten Formen auf: als Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen, als Begriffe, Aussagen und Schlüsse, als Abstraktionen auf allen Ebenen des Erkennens, einschließlich der Produkte der idealisierenden Abstraktion. Der Abbildtheorie wird häufig vorgeworfen, sie vermöge nicht die erkennende Aktivität des Subjekts, sein Schöpfertum, das z. B. bei der Schaffung von idealen Abstraktionen, von Metatheorien, besonders aber bei konstruktivem Denken, bei Prognosen und bei der Aufstellung von Handlungsanweisungen zur Veränderung materieller Objekte, bei denen ja das Ziel vorher ideell entwickelt würde, zu erfassen. So behauptet Marković, daß es „sehr fruchtbare und unumgängliche Begriffe und Urteile, die keine Widerspiegelung sind ... (gebe) ... weil die Objekte, auf die sie sich beziehen, noch nicht existieren ... sie

müssen erst geschaffen werden, z. B. Aktionspläne, gedankliche Kreationen, mittels derer die Menschen die Zukunft antizipieren . . . [491, 24].⁴⁴

Dieser Meinung liegt ein Abbildbegriff zugrunde, der durch den Marxschen Materialismus längst überwunden wurde, der Abbildbegriff des mechanischen Materialismus [403]. Für die marxistisch-leninistische Erkenntnistheorie ist das Abbild keine passive Kopie, kein Spiegelbild der Dinge und Sachverhalte, sondern das Produkt der praktischen und auf deren Grundlage basierenden theoretischen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt.

Auf den ebenso häufig besonders vom Revisionismus erhobenen Vorwurf, Marx selbst habe sich kaum zur Erkenntnistheorie und schon gar nicht im Sinne einer Abbildtheorie geäußert, sie sei erst später durch Engels und Lenin dazugetan worden, ist bereits Kosing 1968 ausführlich eingegangen, so daß hier nur auf die Literatur verwiesen sei [403, 8f.; s. auch 404]. Auf den grundlegenden Unterschied seiner Widerspiegelungstheorie zur Widerspiegelungstheorie des mechanischen Materialismus wies Marx in seinen bekannten Feuerbachthesen hin [500, 5]:

„Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus (den Feuerbachschen mit eingerechnet) ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als sinnlich menschliche Tätigkeit, Praxis; nicht subjektiv. Daher die tätige Seite abstrakt im Gegensatz zu dem Materialismus von dem Idealismus – der natürlich die wirkliche, sinnliche Tätigkeit als solche nicht kennt – entwickelt. Feuerbach will sinnliche – von den Gedankenobjekten wirklich unterschiedene Objekte: aber er faßt die menschliche Tätigkeit selbst nicht als gegenständliche Tätigkeit. Er betrachtet daher im „Wesen des Christentums“ nur das theoretische Verhalten als das echt menschliche, während die Praxis nur in ihrer schmutzig jüdischen Erscheinungsform gefaßt und fixiert wird. Er begreift daher nicht die Bedeutung der ‘revolutionären’, der ‘praktisch-kritischen’ Tätigkeit.“

Der Mensch erfaßt die Welt nicht kontemplativ, er ist ein tätiges Subjekt, das nicht allein geistig die Welt reflektiert, sondern sich vor allem praktisch zu ihr verhält. Sich praktisch zu ihr verhalten heißt aber zu verändern, auf sie einzuwirken, sie entsprechend den menschlichen Zwecken umzugestalten.⁴⁵ In diesem Verändern lernt der Mensch die Eigenschaften der Naturdinge kennen, lernt er, wie sich die Dinge unter unterschiedlichen Bedingungen, denen der Mensch sie unterwirft – soweit nicht schon die Natur jene Bedingung darstellt, unter denen die Dinge sich unter verschiedenen Seiten zeigen – zueinander verhalten, bemerkt er Regelmäßigkeiten ihres Verhaltens, die sich schließlich als das Allgemeine im Einzelnen, als Gesetzmäßiges herausstellen, lernt er, von der bloßen – oder wohl besser „reichen“ – Erscheinung zum Wesen vorzudringen.

Korsanov u. a. betonen, daß sich in der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie das Subjekt-Objekt-Verhältnis, verändert: Das Subjekt ist nicht ein einfaches Naturwesen, sondern es wird sozial bestimmt; die Gegenstände werden durch ihre Einbeziehung in die Sphäre der praktischen Tätigkeit zu Erkenntnisprojekten.⁴⁶ Das sich in diesem Prozeß bildende Abbild kann kein reines Spiegelbild sein, drückt sich doch in ihm der Grad der Einsichten der Menschen, der Grad der Beherrschung der Natur aus, ist es ein Abbild auf bestimmte Weise tätiger und in einer bestimmten Zeit und Gesellschaft wirkenden Subjekte.

1.3.2. Die Aktivität des Subjekts im Widerspiegelungsprozeß

Wenn auch das Abbild immer das Abbild eines Originals ist, auch wenn es primär in seinem Inhalt durch das Objekt selbst bestimmt ist, ist es als ein historisch-konkretes Abbild nicht *das* Abbild *des* Objekts schlechthin, sondern zugleich auch das Verständnis des Objektes durch das Subjekt. Da das Abbild vor allem in der tätigen Auseinandersetzung der Subjekte mit dem betreffenden Objekt entsteht, die Auseinandersetzung aber immer ein zielgerichteter Prozeß der Veränderung der Wirklichkeit entsprechend den Bedürfnissen der Menschen ist, geht diese Zielsetzung selbst als Moment in das Abbild ein [395]. Im aktiven Prozeß der Wechselwirkung des Menschen mit seiner Umwelt im Produktionsprozeß (im umfassenden Marxschen Sinne) interessiert jenen als Erkenntnissubjekt häufig nicht die Gesamtheit aller Eigenschaften, Relationen usw. eines Gegenstandes – wobei wir meist gar nicht zu entscheiden vermögen, wann wir alle Eigenschaften usw. erfaßt haben – sondern gerade jene, die für den Produktionsprozeß von Bedeutung sind. So spiegelt „Unkraut“ nicht einen Gegenstand an sich wider, sondern einen Gegenstand „für uns“. Wir erfassen so den Gegenstand der Wirklichkeit, wie Marx sagt, als „sinnliche menschliche Tätigkeit, Praxis“ [500, 5ff.].

Lenin setzt sich besonders in seinen „Philosophischen Heften“ mit diesem Problemkreis auseinander, wobei es uns angemessen erscheint, darauf näher einzugehen, da häufig Lenins Anteil an der Weiterentwicklung der Marxschen Erkenntnistheorie auf seine Arbeit „Materialismus und Empirio-kritizismus“ reduziert wird⁴⁷, aber die weiterführenden Gedanken, besonders aus den „Philosophischen Heften“, zu wenig beachtet werden.

Lenins Auseinandersetzung mit dem Positivismus im „Materialismus und Empirio-kritizismus“ zwangen ihn, den objektiven Charakter menschlicher Erkenntnis zu betonen, das Abbild vor allem als eine „Kopie“, d. h. in seiner primären Bestimmung durch das Objekt zu erfassen, wobei kaum Raum